

Vergißeinnicht 1908

5 (1908)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.

Nr. 5

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmichnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Wert zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
gehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Eine Neubekehrte aus Mariannhill zu Süßen Mariens.

Köln a. Rh.

Mai 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Doppelter Frühling.

Tannendunkel, Taugesunkel,
Träumerischer Umschlag!
Bassamlüste, süße Düfte,
Schmeichelnd über Feld und Hag!

Aus dem Moose kühlt der Rose
Gluterfüllter Liebesblick,
Und der Quellen Silberwellen
Kauschen rhythmische Musik!

Er'ger Schöne süße Töne
Durch verhallend irdischen Sar,
Beben leise; — diese Weise
Hab' gesucht ich winterlang!

Ja, ich fühlte, wie es wühlte
Mir im Herzen, Heimatweh.
Ewig ferne gold'ne Sterne —
Hier am Himmel, dort im See.

Eisesbanden sprangen, schwanden
Vor des Lenzes mildem Hauch.
Heiland, süßer! — Mich, den Bitter,
Lösest du von Banden auch!

Klingt und schmettert, jubelnd klettert
Mit der Lerche hoch empor,
Meine Lieder; — heim ja wieder,
Land der Sohn, der sich verlor!

Franz Eichert.

Ein neues Missionskirchlein.

Von Rev. P. Apollinaris Schwammberger, O. C. R.

Lourdes. — Es dürfte die Leser des Vergißmeinnicht gewiß interessieren, nach längerer Zeit wieder einmal etwas über die Entwicklung des Missionswerkes auf unserer Missionsstation Lourdes, in Ost-Griqualand, zu hören.

Nachdem es uns vor 1½ Jahren vergönnt war, unsere zweite Außenstation, Unyembe, dem öffentlichen Gottesdienst zu übergeben — die erste, seit Jahren bestehende heißt Dumisa — bin ich heute in der glücklichen Lage, unsern verehrten Gönnern und Wohltätern mitteilen zu können, daß nun auch eine dritte, am kleinen Zibi-Fluß gelegene Kirche bereits so weit ihrer Vollendung entgegengeführt ist, daß die feierliche Benediktion voraussichtlich in vier Wochen stattfinden kann. (Ich schreibe diese Zeilen Ende Jan. 1908.) Nach dem Willen unseres gegenwärtigen Missionsobern soll dieselbe den Namen des hl. Franz Xaver, dieses Vorbildes aller Missionäre, tragen.

Während dieses dritte Kirchlein, wie gesagt, noch der kirchlichen Benediktion harret, ist der Bau einer weiteren Kapelle am entgegengesetzten Ende unseres Missionsbezirkes ein schreiendes Bedürfnis geworden. Es sind nämlich dabelst Protestanten der verschiedensten Sekten und Namen bis hart an die Grenze unserer Missionsstation vorgerückt und suchen dort ein von Kaffern dicht bevölkertes Gebiet, Engamaqua mit Namen, für sich zu gewinnen. Schon haben sie in der Nähe zwei Gebetshäuser mit Schulen errichtet, und das fordert uns gebieterisch auf, ebenfalls energisch die Hand ans Werk zu legen. Das einheimische Volk ist uns zum Glück sehr geneigt; sowohl Heiden wie Protestanten verlangen immer dringender nach der Lehre und dem Gottesdienst der ama Roma (Römer, Trappisten).

Gott allein weiß, wie schwer es dem Herzen des Missionärs wird, solche Rufe nach dem Heile hören zu müssen und sich dabei außer Stand zu sehen, ihnen entsprechen zu können. Denn zum Kirchenbau fehlt

mir außer dem Bauplatz und den Rauch-Steinen einfach noch alles. Da bleibt mir nun nächst dem Gebete nichts übrig, als neuerdings an die bewährte Opferwilligkeit unserer edlen Wohltäter zu appellieren.

Ich habe die ganze Angelegenheit dem allgütigst bereiten Herzen Jesu übergeben, damit es die Herzen rühre und die Hände zu einem milden Beitrag öffne. Wer will ein Scherlein dazu beitragen, wo es gilt, armen Schwarzen ein Missionskirchlein zu bauen und somit mitzuwirken am größten und schönsten aller Werke, der Rettung unsterblicher Seelen?

Sollte ein mit irdischen Gütern mehr begabter Wohltäter zum genannten Bau eine namhafte Summe spenden, so sind wir gerne bereit, die Kirche nach einem Patrone zu benennen, zu dem er eine besondere Verehrung und das größte Vertrauen hegt.

Aus der Blumen- und Kinderwelt.

Von Schw. Engelberta.

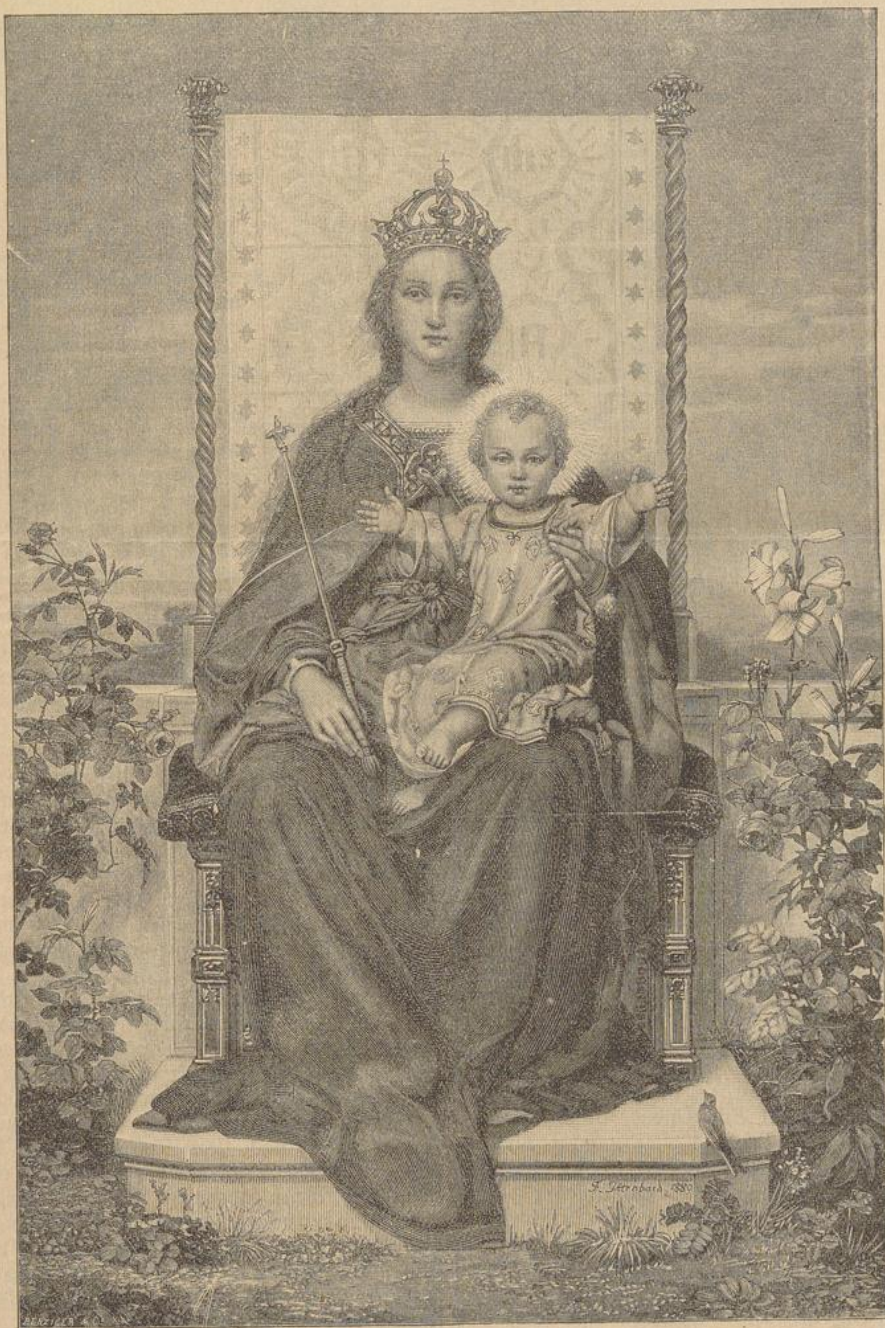
(Schluß.)

Gensstockau. — So gab es der Blumen und Blüten noch gar viele: Enzian und Quendel, Heidekraut und Seerose, Pantöffelchen und Tausendguldenkraut u. v. u. und ebenso wären in unserer Schule noch viele Bäschen und Mädlein, die sich mit diesen Kindern der buntfarbigen Blumenwelt vergleichen ließen. Doch, ich denke, es ist nun des Guten genug geschehen. Nur ein Blümchen möchte ich zu guter Letzt unsern verehrten Lesern und Leserinnen noch anbieten, ein gar feines, hochedles Blümchen. Es wächst aber weder im Garten noch im Feld, sondern nur hoch oben, ich möchte sagen, in Himmelsnähe. Wollen wir es pflücken, so müssen wir hinauf in die Wolkenregionen des Hochgebirges, wo keine menschliche Wohnung mehr steht, nur Fichte und Edelstanne zum Himmel ragen und die felsigen Berggrate unverwandt der Sonne ins Auge sehen. Hier steht das Blümlein, das wir suchen, das feine, zarte „Edelweiß“. Wie eine

Pfirsche und ein Edelräulein steht es in seinem weichen, sammetartigen Silberkleidchen da unter den Blumen des Hochgebirges, sodaß alle nur mit Ehrfurcht zu dieser ihrer Königin emporblicken.

Doch wie, es ist nicht allzu gewagt, ein armes, schwarzbraunes Kafferkind mit einem so zarten, seltenen Blümchen zu vergleichen? Ich dachte nein; im Gegenteil, ist jede unsterbliche Seele an sich schon unendlich erhaben über alle Gebilde der Natur, so verleiht ihr der christliche Tugendsschmuck vollends einen Adel und eine Zier, daß selbst die schönste und farben-

prächtigste Blume nur ein schwaches Abbild davon genannt werden kann. Und solch edle, hochadelige Seelen finden sich gottlob nicht nur unter den Stämmen kauftaischer Rasse, sondern auch unter den Schwarzen. Mand' edle Seele hab' ich unter den Zulus schon kennen gelernt, doch kaum eine von so vorzüglicher Gemütsanlage, wie unsere kleine schwarze Lehrerin Veronika. Hohe Intelligenz, kindlicher Frohsinn und höchster sittlicher Ernst finden sich in ihr so harmonisch gepaart mit Milde, Freundlichkeit und uneigennützigster Selbstlosigkeit, daß ich ohne Beden-



Maria mit dem Kinde so lieb, den Segen uns gib!

Bohams Kunstverlag, München.

ten sagen kann, sie ist das „Edelweiß“ unter unsern Kindern. Nur ihre dunkle Hautfarbe erinnert noch daran, daß sie einst ein Heidentum gewesen; im übrigen zeigt sie eine Reife der Sitten, eine Klugheit, eine natürliche, durchaus ungekünstelte Wohlanschauigkeit, daß selbst viele weiße Kinder sich mit ihr nicht messen könnten. Sie war allerdings noch recht jung, als sie zu uns in die Schule kam, allein, das waren viele andere auch, und dennoch zeigten gar manche von ihnen einen merkwürdigen Hang zu dem spezifisch Kassrischen, ich will nicht gerade sagen, zum Heidentum, aber doch zu den Sitten, Gebräuchen und Manieren ihrer Vorfahren. Selbst bei solchen, die jahrelang bei uns waren, die wohl unterrichtet und praktisch ins volle Christentum eingeführt waren, schaut, sobald sie sich selbst überlassen werden, da und dort wieder der alte „Kasser“ heraus. Gewisse Sachen scheinen ihnen wie angeboren, die sie so wenig ablegen können wie ihre schwarze Haut. Nicht so Veronika. Sie ist eine Christin durch und durch, all ihr Denken, Reden und Tun atmet einen nobeln, echt christlichen Geist.

Der äußeren Erscheinung nach ist sie klein, doch zierlich von Gestalt, sodaß man glauben könnte, sie sei erst 17–18 Jahre alt, während sie in Wirklichkeit Mitte der Zwanziger steht. Seitdem sie im Jahre 1901 ihr Lehrerinnen-Examen mit glänzendem Erfolg bestanden, ist sie beständig als Gehilfin in unserer Mädchenschule tätig und erfüllt diesen ihren schönen Beruf mit großer Liebe und Treue. Auch ist sie beständig auf weitere Ausbildung bedacht; gute Bücher sind ihre liebste Erholung. In der Kleidung ist sie äußerst einfach und vermeidet alles Auffallende und Gezierte. Zum vielen Reden hat sie weder Lust noch Zeit, sonst ist sie ungemein offen, leicht zu einer Scherzrede geneigt und, wo es not tut, versteht sie es vortrefflich, eine anregende Unterhaltung zu führen. Ihre Frömmigkeit ist eine durchaus gediegene. Im Chor gilt sie seit Jahren als eine unserer besten Sängerinnen.

Heiraten wird Veronika wohl niemals. Ein schwarzer, einer solchen Jungfrau ebenbürtiger Bräutigam findet sich nicht leicht, auch widerstrebt es ihren Anschauungen, sich wie eine Ware verkaufen zu lassen. (Der gewöhnliche Preis für eine kassrische Braut sind bekanntlich zehn Ochsen.) Dazu läßt ihre Gesundheit zu wünschen übrig; menschlicher Berechnung nach ist ihre Lebenszeit ziemlich kurz bemessen; Veronika will daher am liebsten als Jungfrau sterben und die kurze Frist nach Kräften benützen, um sich Verdienste für den Himmel zu erwerben. Sie ist das Edelweiß, das nur in Himmelsnähe Wachstum und Gedeihen findet.

Damit wollen wir Abschied nehmen von unseren Lesern. Was uns bestimmte, diese Plaudereien über die Blumen- und Kinderwelt zu veröffentlichen, war der Wunsch, unsern geehrten Lesern und Leserinnen einen kleinen Einblick zu geben in das mannigfache Leben und Treiben unserer Schulkinder. Unsere Wohltäter — und zu diesen zählen ja viele unserer Abonnenten — sollten sehen, wie unsere Kinder geartet sind, welche Naturanlagen sie mit sich bringen und wie sich dieselben unter der Leitung der Missionäre und Schulschwester entwickeln. Hoffentlich ist es uns gelungen, ihr Interesse dafür zu wecken, sind doch diese schwarzen Kinder in gewisser Beziehung auch ihre eigenen infolge ihrer Spenden und Liebesgaben, die allein ein gedeihliches Wirken im großen, gemeinsamen Werk der Mission ermöglichen.

Im Rachen des Löwen.

Von Dr. Joseph, O. C. R.

(Schluß.)

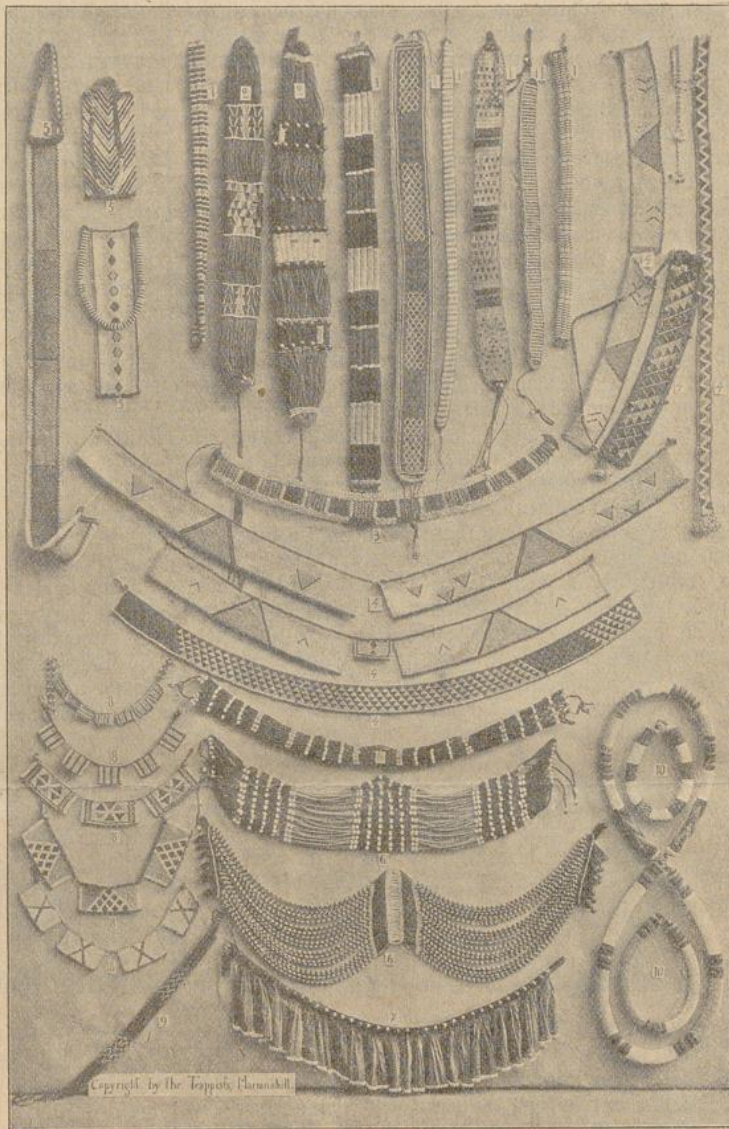
Reichenau. — Nicht ohne Gefahr rutschte wir auf unserer Schattenseite in die Tiefe, denn ein Ausrechtgehen war an dieser Stelle rein unmöglich. Vorsichtig an der „Mähne“ des Löwen (zähen Grashüscheln) uns festhaltend, stiegen wir rechter Hand etwa 150 Fuß tiefer hinab, bogen dann links um und standen nun staunend vor dem mächtigen, weitgeöffneten Löwenrachen.

Was sich uns von St. Emanuel aus nur wie in flüchtigen Umrissen als Oberkieser des steinernen Ungetüms präsentiert hatte, schwebte nun hier in großartiger Wirklichkeit über unsern Häuptern. Wohl über 200 Fuß weit ragte da von der Höhe der Löwenstirne aus eine massive, gegen 50 Fuß breite Felsendecke, wie das Riesendach einer Kathedrale frei nach vorn. Das Gestein ist von grau-weißer Farbe, im Innern solid, an der Außenseite teilweise porös und vom Zahne der Zeit benagt. Der Punkt, auf dem wir standen, bildete ungefähr die Mitte des Rachens; nun schickten wir uns an, in dessen tiefsten Schlund zu steigen und mußten zu diesem Zweck zuvor die „Zunge“ des Ungeheuers, eine 10 Fuß hohe, senkrecht aufsteigende Terrasse erklimmen, was uns einige Mühe kostete und nur mit gegenseitiger Unterstützung nach Ablegung der Fußbekleidung gelang. Endlich saßen wir wohlgeborgen in der hintersten Tiefe des gähnenden Löwenrachens. Die Öffnung verengt sich hier bis zur knappen Höhe von drei Fuß, sodaß wir gezwungen waren, in sitzender Stellung den merkwürdigen Ort einer näheren Besichtigung zu unterwerfen. Rechts und links hingen einzelne Felsblöcke von oben herab, andere ragten aus der Tiefe empor: Die gewaltigen „Mähne“ des riesigen Löwen. An manchen Stellen quollen dünne Wasserfäden aus dem Gestein, insoweit die Oberfläche teilweise porös und zerbröckelt erschien, das große Ganze wies jedoch eine so massive Festigkeit auf, daß man hier im Schlunde des Leuen getrost das Ende der Welt erwarten konnte. Nach vorn öffnete sich der Riesenrachen in geradezu kolossalen Dimensionen; ich zweifle nicht, daß die Sohle des Schlundes oder, um bei unserem Bild zu bleiben, der Unterkiefer des Löwen um volle 150 Fuß vom Oberkieser absteht, sodaß man beim erstmaligen Anblick dieser wuchtigen, nach drei Seiten frei in der Luft hängenden Felsenmassen unwillkürlich von einem gekindeten Schauer erfaßt wird. Hoch über unsern Köpfen kreisten muntere Schwalben, die sich an der Felsenwand ihr Nestchen angeklebt, und nicht weit davon hatte eine weißgesiederte einheimische Habichtart ihren Schlupfwinkel. Zweifellos wählte sich auch manches Wild, zumal zur Nachtzeit oder bei rauher Witterung, den Löwenrachen zum sicheren Schlupfwinkel. Wir selbst wiegten uns bereits in dem beseligenden Gedanken, hier in excoelsis nach alter Einsiedlerart ein beschauliches Leben führen zu können, doch das waren eben fromme Wünsche. Wenn übrigens der kalte Südwind seine nebel- und regenschwangeren Wolken gegen den Löwenkopf treibt und mit elementarer Gewalt in seinem Riesenschlunde sich fängt und bricht, mag es weniger gemächlich dort oben sein. Für heute mahnte uns die sinkende Sonne zu baldiger Rückkehr.

Uebrigens werde ich auf Jahre hinaus die seltsame Stunde nicht vergessen, die ich in stillen Träumen

Kaffrische Schmuckgegenstände.

1. Sieben verschiedene Muster von Gürteln aus Perlen. Dieselben werden von Burischen oberhalb der Hüften, von Mädchen etwas tiefer um den Leib getragen bis zur Heirat. Die Muster sind mannigfaltig; der Name ist Isibamba.
2. Isibamba, zwei verschiedene Muster von Gürteln aus geflochtenen Grashähnen mit Perlen besetzt. Die Muster sind mannigfaltig. Diese Form von Gürteln wird nur von Weibern getragen.
3. Umutsa, Lendengurt für erwachsene Mädchen, der bei festlichen Gelegenheiten, wie Tanz und Hochzeit, unmittelbar über das Isigeki getragen wird.
4. Shulezi, sechs verschiedene Muster von breiten Perlbändern. Diese werden über Schulter und Brust, sowie unter einem Arm durch, gleich wie eine Schärpe, nur von jungen Burischen bis zur Heirat getragen.
5. Drei verschiedene Formen von Ulimi oder Ikama, kurze oder lange, breite oder schmale Perlstreifen, die mittelst einer Perlschnur von Burischen und Mädchen am Hals befestigt werden und über der Brust herabhängen.
6. Isimane, von anderen Likali genannt, Gürtel von locker zusammengeknüpften Perlschnüren von gewöhnlichen, bicken Perlen; wird nur von Mädchen über dem Bauch getragen.
7. Umngwazi, ein mit Perlen besetzter Tuchstreifen, der vom Weib aus Achtung vor ihrem Ehemann gleich nach der Heirat bis zur Geburt des ersten Kindes um den Kopf (über die Stirn) getragen wird. Aus einem mit Perlen besetzten Kattunstreifen gemacht; die Formen sind mannigfaltig.
8. Amagegcana, um eine Perlschnur gewickelte Perlvierede, die als Halschmuck von Burischen und Mädchen getragen werden. Die Formen und Perlmuster sind äußerst mannigfaltig.
9. Eine andere Form von Umngwazi. Siehe Nr. 7.
10. Umginggo (auch umungqulu genannt), sind dicke, mit Perlen besetzte Ringe, deren einer oder mehrere von jungen Burischen oder Mädchen um den Hals getragen werden. Die größeren können auch um die Hüften getragen werden.



Copyright by the Topograph Bureau

hier verlegt. Die freie Gottesnatur ist für ein empfindliches Gemüt eine gar traute Lehrmeisterin, und einmal die reine, unentwehte Bergeshöhe scheint uns auch geistigerweise dem Himmel näher zu bringen. Emporgehoben über das profane Alltagsleben, mit seinen Arbeiten und Sorgen, atmet der Mensch wieder freier auf, die Seele fühlt gleichsam die Nähe ihres Schöpfers und erfreut sich am Vorgeschmack des kommenden, besseren Lebens. Rühmt doch selbst der Dichter in seiner „Braut von Messina“ den frommen Greis, der „... Einsiedelnd auf des Aetna Höhen dem Himmel näher wohnet, als der andern Menschen tiefwandelndes Geschlecht, und, den ird'schen Sinn in reiner Aetherluft geläutert, hinabsieht in das aufgeschaltete Spiel des unverständlich krumm gewundenen Lebens.“ Auf dem Rückweg machten wir am Fuße des Berges Halt. Es lagen hier mehrere haushoch große Steinhäuser und es sah gerade aus, als hätte sie der Löwe

einmal in einem Anfall von Seekrankheit aus dem Rachen geworfen. Als wir so zu dem steinernen Riesen hinausblickten, gedachte einer aus uns, ein geborener Schlemmer, des alten Rübezahl, und rief in munterer Laune gegen den offenen Löwenrachen laut: „Alter Berggeist bist du da?“

„Da! Da!“ — hallte es sofort zweimal mit fast verstärkter Kraft hernieder. Das erste so wohlgelungene Experiment reizte zu weiterem Zwiegespräch: „Du bist also wirklich da droben?“ „Droben! Droben!“ „Weshalb zeigst du dich nicht leibhaftig und sichtbar?“ „Unsichtbar!“ „Können wir dich nicht sehen?“ „Nicht sehen!“ — „So leb' denn wohl auf Wiederhören!“ „Auf Wiederhören!“ —

Wir stiegen mit andbrechender Dämmerung eine Terrasse tiefer und gelangten da zu einem zweiten Kastell aus wild durcheinander liegenden Felsblöcken. Hier wollten wir den schönen Tag mit einem religiösen

Alt beschließen und fangen daher, an einem der vielen Felsen angelehnt, das schöne Lied: „Abend wird es wieder, über Wald und Feld säuselt Frieden nieder und es ruht die Welt. — Nur der Bach ergießet sich am Felsen dort, und er braust und fließet immer, immer fort. — Und kein Abend bringet Frieden ihm und Ruh', keine Glocke klinget ihm ein Rastlied zu. — So in deinem Streben bist, mein Herz, auch du, Gott nur kann dir geben wahre Abendruh!“

Da war es nun, als hätte der Berggeist in der Höhe einem Engelschore Platz gemacht, klang es doch dreifach von oben wieder: „Gott nur kann dir geben wahre Abendruh!“ Entzückt über das herrliche Echo, das hier zwar leiser, doch in lieblich-sanftem Dreiklang zurückertönte, sangen wir, als ständen wir in einem großen, großen Tempel, den sich der Herr selbst zu seiner Ehre erbaut: „Lasset uns den Schöpfer loben!“ „Oben! Oben!“ „Dominus sanctus!“ „Sanctus, sanctus, sanctus!“ Sieh, da strahlt von der Spitze des Berges der Abendstern, und bald flammt am ganzen Firmament ein Stern neben dem andern auf. Wir aber beginnen zusammen den Hymnus Benedicite omnia opera Domini Domino, preiset den Herrn, all seine Werke, lobet und erhebet ihn über alles in Ewigkeit, sowie den Psalm 148: „Lobet den Herrn vom Himmel her, lobet ihn in den Höhen! Lobet ihn, all seine Engel, lobet ihn, ihr leuchtenden Sterne! Ihr Berge und ihr Hügel alle, ihr Könige der Erde und alle Völker, lobsinget seinem heiligen Namen!“ „Amen! Amen! Amen!“ — Nun breitete die Nacht ihre dunkeln Fittige aus über Berg und Tal. Glücklicherweise war uns der Weg bekannt, auch spendete der bald aufgehende Mond hinreichend Licht, um durch das viele Gras den schmalen Fußpfad zu unserem Missionskirchlein nicht zu verlieren. Eine halbe Stunde später beschlossen wir den schönen Tag mit der Komplet und dem Salve Regina: „Du aber herrsche frank und frei im hohen Reich der Lüfte und zeige allen, guter Veu, des Felsenhauptes Klüfte!“

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Schw. Antonie.

(Schluß.)

Dabei war die Arbeit hart und schwer, denn es galt den mit hohem, wildem Gras bestandenen Boden urbar zu machen; eine Unmasse großer und kleiner Steine mußte ausgehoben und fortgeschafft werden. In Ermangelung einer Mühle mußte aller Mais mühsam auf einer Handmühle gemahlen werden, und alles Wasser mußten die Kinder aus dem Telapi-Fluß auf dem Kopf herauftragen.

Die älteren Kinder hielten trotzdem bei uns aus; die kleineren aber, welche überdies die Wohltat des christlichen Unterrichtes und einer guten Erziehung noch nicht gebührend zu schätzen wußten, liefen wieder in ihre heidnischen Kraale zurück. Die Kost war ihnen zu einseitig und zu gering, und die Arbeit zu rauh und schwer. Ein Stücklein Brot hätte sie vielleicht zum Ausharren bewogen, doch das war in jenen Tagen ein Vederbissen, den selbst unsere Brüder und Schwestern nur selten zu kosten bekamen. So wurde denn das mit so vieler Mühe zusammengebrachte Häuflein Kinder immer kleiner und kleiner, und schon hatte es den Anschein, als sollten wir vollends alle verlieren. Da kam der Frühling. Mächtig schoß der junge Mais

in die Höhe, und bald gab es eßbare Maiskolben. Das ist nun für die Kaffertinder eine Delikatesse ohnegleichen. Die einen essen sie grün, wie sie vom Felde kommen, andere kochen oder rösten sie. Die ja vortrefflich munden sie auf jeden Fall, und selbst die Weißen stimmen diesem Urteile zu.

Damit kam nun aber ein vollständiger Umschwung in unsere Mission. Als die Kaffertinder hörten, in der Trappistenjule bekomme man Maiskolben, da kam eines nach dem andern wieder herbei, und nach zwei Jahren zählten unsere beiden Schulen mehr als 150 Kinder, eine Zahl, die auch später so ziemlich konstant blieb, so daß jetzt M. Ratschig eine unserer größten und blühendsten Stationen ist. Schon seit mehreren Jahren habe ich Kinder in der Schule, deren Eltern ich noch unterrichtet hatte. Desgleichen ist Maria-Ratschig zum Mittelpunkt des kath. Glaubens und Lebens für die ganze weite Umgegend geworden. Eine Reihe von Kottagesstellen, Schulen und Kapellen wurden errichtet, und einzelne Gläubigen haben mehrere Stunden weit zu gehen, wenn sie dem sonntäglichen Gottesdienst auf der Mutterstation beizuwohnen wollen. Zumal in den letzten Jahren hat die Mission einen recht erfreulichen Aufschwung genommen, doch eines ist uns treu geblieben: die hl. Armut. Als einziges Beispiel will ich nur unser armseliges Missionskirchlein erwähnen. Es ist ein einfacher, mit Blech gedeckter, zur Sommerzeit schrecklich heißer Lehmhau, dazu für die hiesigen Verhältnisse viel zu klein. Der Grundstein für die neue Kirche wurde allerdings schon vor zwei Jahren gelegt, allein, nachdem der Bau kaum einige Meter aus dem Boden gekommen, kam das Werk wieder ins Stocken. Mangel an Geld und Arbeitskräften trat bei zur Stunde (Mai 1907) hemmend dazwischen. Doch vielleicht geht es auch hier einmal ähnlich wie bei unserer Schule, daß nämlich irgend ein glücklicher Zufall wie Frühlingswehen eingreift, und das längst begonnene Werk zu raschem Abschluß bringt. Das wollte Gott!

In meinem Bienenhäuschen.

Von Schwester Saturnina.

Mariannhill. — Es sind nun schon über 16 Jahre her, daß mich eines schönen Morgens unsere ehrw. Schwester Novizenmeisterin ins Bienenhäuschen hinunterführte, daselbst die Bienenzucht zu erlernen.

Jetzt ist dieses Häuschen von einem förmlichen Wäldchen von Akazien-, Casuarinen-, Cypern- und sonstigen schattenspendenden Zierbäumchen umgeben; damals aber war es anders. Da herrschte noch die reinste Wildnis und war ringsherum nichts zu sehen als wildes, meterhohes Gras, das zwischen mächtigen Felsenblöcken üppig emporwucherte und den Schlangen, diesen gefährlichen Bienenfeinden, zum Schlupfwinkel diente.

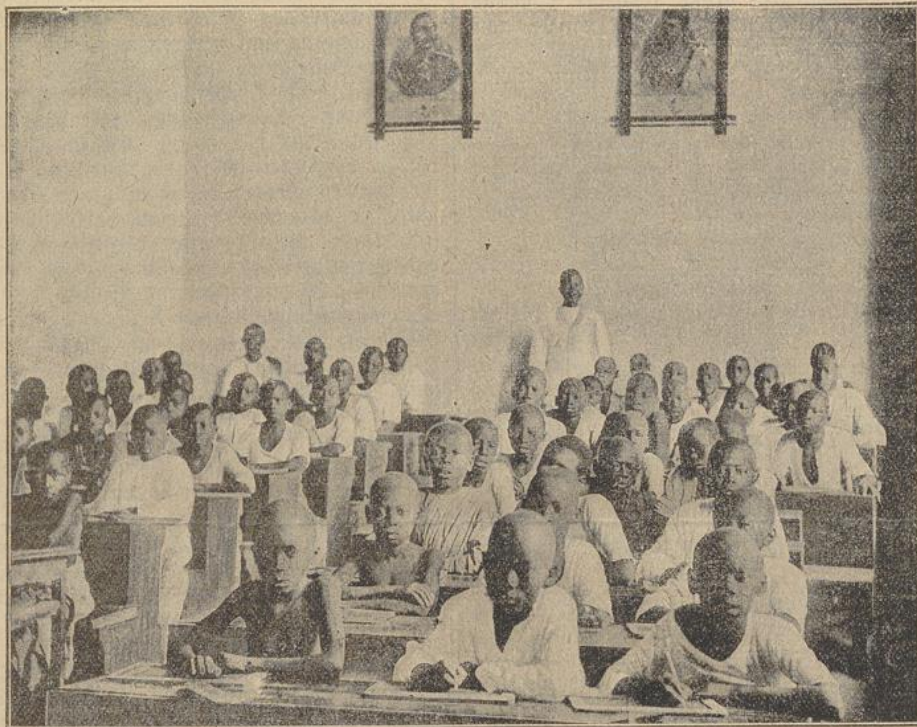
Ja, die Schlangen! Da könnte ich manches Geschichtchen davon erzählen. Hier nur einige Andeutungen: Eines Tages stand ich in Gedanken vor meinen Bienenkästen und schaute mit heller Freude den lieben Tierchen zu, wie sie so munter ein- und ausflogen. Da wälzt sich plötzlich vom Dach herunter mit einer Schlange auf den Kopf, kommt mit ihren Windungen immer tiefer herab ins Gesicht und fällt zuletzt hart vor meinen Füßen auf den Boden nieder! — Ich war vor Schrecken wie gelähmt; wie angewurzelt stand ich sprachlos da und schaute mit großen Augen der Bestie zu, die nun ruhig am nächsten Baum empor-

troch. Es war eben das erstemal, daß ich mit einer leibhaftigen Schlange in Berührung kam. Jetzt gehe ich bei einer solchen Begegnung schon mutiger zu Werk.

Auch das zweitemal fehlte mir noch die nötige Courage. Ich wollte von der oberen Etage des Bienenstandes einen Kasten herunternehmen. Da ich zu klein dazu war, stellte ich mich auf einen Stuhl und hob nun ohne Anstand den erwähnten Bienenkasten herunter. Wie ich ihn nun bequem im Arm halte und eben vom Stuhl heruntersteigen will, sehe ich mit Entsetzen eine dicke, schwarze, überaus giftige Schlange oben auf dem Kasten liegen. Mit einem lauten Auf-

Bejinnen war übrigens keine Zeit; ich ergriff den nächstbesten Prügel und zerschmetterte dem abscheulichen Tier den giftgeschwellenen Rachen. Bald darauf habe ich von der gleichen Sorte noch vier erschlagen.

Uebrigens sind nicht nur die Schlangen arge Bienenfeinde, sondern auch die Vögel. Jeden Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, geht in dem grünen, schattigen Buschwerk, das unsere Bienenhäuschen umgibt, ein Singen und Musizieren los, daß es eine wahre Freude ist. Vögel von allen Farben und Arten hüpfen und fliegen da von Ast zu Ast, von Baum zu Baum. Das wäre nun alles recht gut und schön,



Die Regierungsschulen in Deutsch-Ostafrika.
Nach Photographien von Sonnenberg & Co., Berlin.
In der Klasse.

schrei werfe ich die Schlange samt dem Kasten in eine Ecke und springe, da die Türe geschlossen ist, und die Bienen wütend aus dem Kasten kommen, einfach beim offenen Fenster hinaus! —

Ähnliche Abenteuer hatte ich noch genug; aber niemals fehlte mir Gottes Schutz; auch bin ich seitdem, wie gesagt, etwas resoluter geworden. Wie viele Schlangen ich im Laufe dieser 16 Jahre erschlagen, kann ich auch nicht annähernd sagen. Darunter waren äußerst giftige, deren Biß den stärksten Mann in wenigen Minuten tötet.

Seit zwei Jahren werde ich mit dem Besuche einer ganz eigentümlichen Schlangenart beehrt. Dieses Reptil hat einen drachenähnlichen Kopf und in seinem Benehmen etwas ganz Eigenartiges, möchte fast sagen Teufliches. Das erstemal sah ich diese sonderbare Schlange um die Mittagszeit vor der Türe meines Bienenhäuschens liegen. Sobald sie meiner ansichtig wurde, bildete sie mit den Schwanz einen Ring, richtete sich sodann schnurgerade auf, klapperte mit ihrem sonderbaren Rachen, sah mich mit den schwarzen, funkelnden Augen wütend an und machte dabei mit ihrem breiten Kopf Verbeugungen und Komplimente, daß es mir ganz eigen ums Herz wurde. Zu langem

leider fressen mir aber diese buntgefiederten Sänger meine lieben Biendchen weg, wenn sie gerade am muntersten aus- und einfliegen. Ratlos stand ich jahrelang diesem Uebelstande gegenüber. In manchem Jahr habe ich keine einzige junge Königin gerettet; nicht eine kehrte von ihrem Ausflug wieder heim.

Was lag da näher, als der Wunsch nach einer Flinte? Nachdem ich öfters Schw. Oberin darum ersucht hatte, wandte sich diese an P. Cellerarius. Und siehe, eines Tages traf vom Trappistenkloster der schönste Revolver ein. Ich betrachtete die Waffe mit einer Art Ehrfurcht, wußte aber leider nicht, wie sie zu laden sei. Da mir Schw. Oberin ebenfalls keine Auskunft erteilen konnte, wandte ich mich an Maler Schmidt, der in einem kleinen Häuschen zwischen dem Schwesternkonvente und dem Trappistenkloster wohnt. Dieser nahm den Revolver in die Hand, betrachtete ihn eine Weile von allen Seiten und sagte dann lächelnd: „Schwester, das Ding hier kann man nicht laden; das ist gar kein Revolver, sondern ein — „Stiefelknecht“. Mit diesen Worten klappte er die vermeintliche Waffe auseinander, zog noch ein paar eiserne Stäbchen heraus und stellte das kuriose Ding auf den Tisch. Und richtig, da stand nun ein feiner, tadelloser

Stiefelknecht vor mir. Wie ich mich schämte, kann man sich denken! — Der Revolver wanderte ohne Dank zu den Trappisten zurück, und jahrelang wollte ich nichts mehr von einer Flinte oder einer ähnlichen Schußwaffe hören.

Die Vögel konnten sich darüber nur freuen und fuhren fort, unter meinen Bienen tüchtig aufzuräumen. Da bekam ich plötzlich ganz unerwartet eine Vogel-Flinte. Sie wurde geladen, abgefeuert und immer wieder und wieder zur Hand genommen, obgleich sie mir die Schulter blau und grün schlug. Gar viele Bienenfeinde habe ich damit schon erschossen, und jüngst wagte ich mich mit meiner Flinte sogar an eine Schlange. Es war eine große, schwarze Schlange, die ich noch spät am Abend auf einem Pfirsichbaum entdeckt hatte. Wohl war mir etwas bange dabei, nicht wegen des Treffens, sondern wegen der Wirkung. Sollte der schwache Vogelbunt, womit ich meine Flinte geladen hatte, die große Schlange auch wirklich töten? Ich schoß ab, die Schlange fiel halb betäubt herunter, und ich hatte nun leichte Mühe, ihr mit ein paar tüchtigen Hieben vollends den Garaus zu machen.

Daß ich nach solchen Leistungen bei den Schwestern als „Schütze“ in großen Ruf kam, ist klar. Bald wurde ich ersucht, mit meiner Mordwaffe auch die Affen anzugreifen, die uns so viel Schaden machen. Sie tragen nämlich aus unsern Gärten und Feldern alles fort, was sie nur erwischen können: Kartoffeln, Pineäpfel, Maiskolben etc.; und wenn die Trauben reifen, muß jeden Tag eine andere Schwester den Weinberg hüten, um die frechen Eindringlinge fern zu halten. Also meine Büchse soll da helfen. Ich aber werde mich hüten, mit einer bloßen Vogel-Flinte auf diese schlauen, dickhäutigen Diebe loszugehen; auf eine größere Distanz trägt meine Flinte gar nicht, und selbst in der Nähe würde ihnen mein Vogelbunt wenig schaden.

Als unser Ehrw. Vater Administrator voriges Jahr wieder nach Europa reiste, trug ich ihm vertrauensvoll meine Bitte um eine Jagdflinte vor. „O Kind“, sagte er, „ich habe so viele und so wichtige Angelegenheiten zu besorgen, daß mir der Kopf ganz voll davon ist.“ — Jeder andere hätte diese Antwort als durchaus verneinend und abschlägig verstanden, ich aber war von dem Gedanken an eine Jagdflinte so eingenommen, daß ich mir im Stillen noch immer Hoffnung machte. Als nun der Ehrw. Vater ein halbes Jahr darauf zurückkam und wir Schwestern uns zum festlichen Empfang an der neuen Pforte des Trappistenklosters aufstellten, war, sobald das Gefährt des Ehrw. Vaters in Sicht kam, mein Auge nur darauf gerichtet, ob nicht eine mächtige Büchse aus dem Wägelchen emporrage. Natürlich war davon keine Spur zu sehen, und der Ehrw. Vater hatte meine verwegene Bitte sicherlich schon längst vergessen.

Vielleicht fallen nun diese Zeilen einem Mann in die Hände, der eine ganze Auswahl vortrefflicher Jagdflinten hat und großmütig eine derselben der Bienenchwester in Mariannhill zuschickt. Dann könnte es aber losgehen, und dann sollte es irgend ein Raubtier, heiße es nun Affe oder Schlange, Löwe, Tiger oder Büffel, es wagen, sich in der Nähe meines Bienenhäuschens sehen zu lassen! —

Die Zeckenpest.

Von Dr. Tiburtius, O. C. R.

Mariannhill. — Unter obigem Titel haben wir schon in der Mai-Nummer vorigen Jahres auf die schreckliche Viehseuche hingewiesen, die seit ein paar Jahren in vielen Bezirken Südafrikas grassiert. Demals stand die Seuche nur wie ein unheil drohendes Gespenst hart an der Grenze unserer Mariannhiller Farm, heute aber hat uns, und noch mehr die auf unserem Grund und Boden wohnenden Kaffern, das Unglück schon getroffen.

Zuerst brach die Krankheit — die Engländer nennen sie East coast fever — am südlichen Ende unserer Farm unter der Herde eines gewissen Martin Gele aus. Von da aus verbreitete sie sich langsam, aber unaufhaltsam immer weiter und weiter aus. Anfangs Juni hatten die auf der südlichen Hälfte unserer Farm wohnenden Schwarzen schon all ihr Vieh verloren. Von 150 Stück waren nur zwei übrig, und diese gehörten dem soeben genannten Martin Gele.

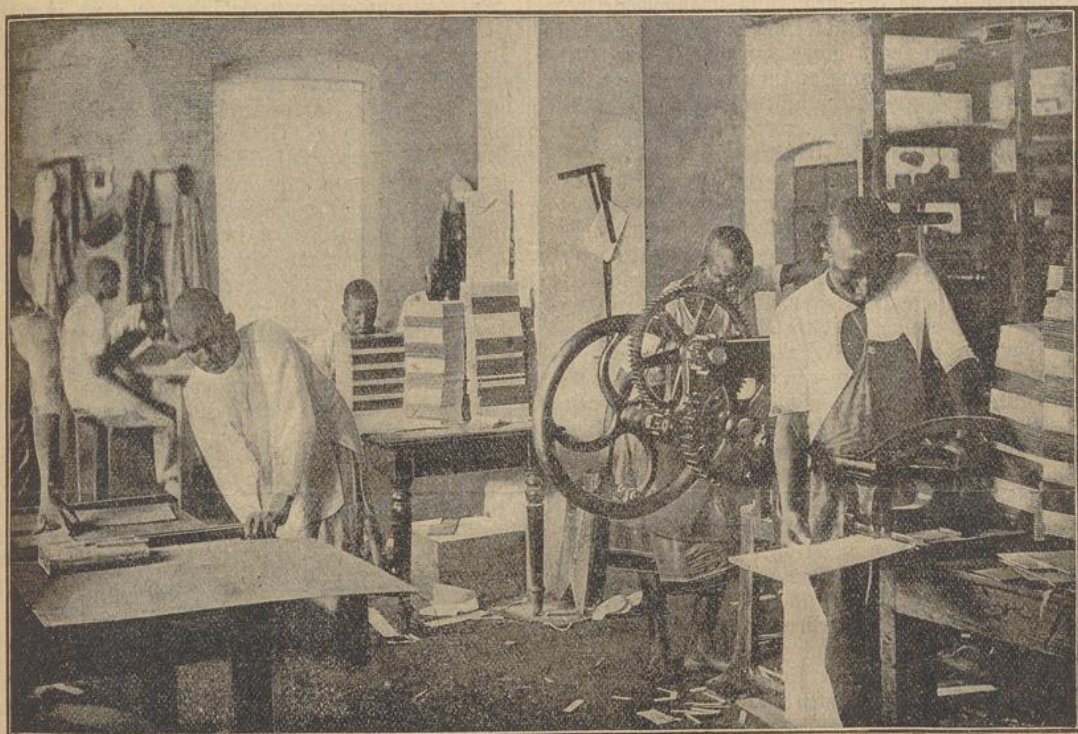
An dem Drahtzaun, womit unsere eigene Weidung umgeben ist, machte die Seuche vorläufig Halt: Natürlich trafen wir alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln, um dem Uebel möglichst den Weg zu versperren, doch das war eine schwierige Sache: das Kaffenvieh war ganz nahe an unserer Fence erkrankt und gefallen. Wie groß war nun die Gefahr, daß auf irgendwelche Weise, sei es durch einen Menschen, ein Tier oder sonstwie eine der infizierten Zeden durch die Fence kam und unser eigenes Vieh ansteckte! Denn, wie schon im Vorjahre bemerkt, verpflanzt sich die Krankheit nur durch Zeden, die von einem infizierten Tier abfallen und sich an einem andern, noch gesunden Vieh festsetzen; daher auch der deutsche Name Zedenpest.

Lange schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung. Besonders viel erwarteten wir von unserer neuen „Dip-Vorrichtung“, in der all unser Vieh in kurzen Zwischenräumen untergetaucht und so von den Zeden gereinigt wurde. Doch schließlich half alles miteinander nichts. Mitte Oktober war die Seuche innerhalb der Fence unserer Zugochsen. Zuerst wollten wir nicht daran glauben, doch die hohe Temperatur und verschiedene andere Anzeichen sprachen nur zu deutlich dafür. Die kranken Tiere wurden sofort geschlachtet, die übrigen Tag für Tag untersucht. Wo sich nur immer bei einem Stück ein Anzeichen der Krankheit, namentlich eine verdächtige Temperatur zeigte, wurde es rasch von den übrigen getrennt. Das Schlimme bei der Krankheit aber ist, daß man sie erst im vorgezeichneten Stadium, nach 8–10 Tagen, sicher erkennen kann. Immerhin erreichten wir durch unsere Schutzmaßregeln so viel, daß uns bis Ende Dezember nur selten ein Stück verloren ging.

Da kam plötzlich am 27. Dezember 1907 von der englischen Regierung ein amtlicher Erlaß, alles auf der Farm befindliche Vieh sei innerhalb 8 Tagen als Schlachtvieh zu verkaufen, widrigenfalls würde die Regierung selbst eingreifen und das Vieh nach sanitärischer Schätzung aufkaufen und ab Schlachten lassen. Die gleiche Notiz erhielten auch alle unsere benachbarten Farmer. — Das war nun ein schmerzlicher Schlag! Tatsächlich hatte das letzte Parlament dem Minister für Landwirtschaft das Recht eingeräumt, in den infizierten Bezirken alles Vieh gegen eine geringe Vergütung zwangsweise entfernen und ab Schlachten zu lassen. Andererseits war unsere Farm nur zum Teil

von der Seuche infiziert, die Weidetrist nämlich, in der, wie gesagt, unsere Arbeitsochsen waren. Kühe und Jungvieh hielten wir seit Monaten in einer reparierten Fence und achteten strengstens darauf, daß kein anderes Vieh dazu kam. Sollten wir nun mit einem Schlag auch dieses unser Nutzvieh verlieren und damit auch den letzten Tropfen Milch für eine Gemeinde von 500—600 Personen? Man tat also Schritte, die harte Maßregel wenigstens zu mildern. Mitte Januar lfd. Jrs. erschien in Mariannhill eine Regierungskommission, darunter befand sich der Minister für Landwirtschaft in höchst eigener Person.

von ganz Natal und Zululand in den Schlachthäusern von Durban und Mariburg zusammen. Wenn dann bei solchem Angebot einerseits eine höchst ansteckende Krankheit in der eigenen Herde grassiert, und andererseits die Regierung mit den obengenannten Maßregeln eingreift, dann bestimmt natürlich nicht mehr der Eigentümer, sondern der Käufer den Preis, d. h. um nicht vollends alles zu verlieren, begnügt sich ersterer zuletzt mit einem Minimum. Unser Schaden ist somit nach jeder Richtung hin ein sehr empfindlicher und großer. Andererseits entsteht nun die Frage, wo sollen wir in Zukunft für unsere ausgedehnte Wirtschaft die



Die Regierungsschulen in Deutsch-Südafrika. Nach Photographien von Dannenberg & Co., Berlin.
In der Buchbinderel.

Die Herren inspizierten an Ort und Stelle alles aufs genaueste und gestatteten schließlich auch nach langer, eingehender Beratung, daß wir vorläufig in Anbetracht der besonderen Umstände unser Milch- und Zuchtvieh behalten könnten, jedoch nur unter gewissen Bedingungen. Das Milchvieh z. B. darf nicht mehr auf die Weide, sondern muß im Stall gefüttert werden, was hierzulande mit vielen Kosten und Umständen verbunden ist. Da hieß es von vornherein, sich auf das Allernotwendigste beschränken; wir behielten verhältnismäßig nur wenig Kühe; auch die Saugfälsber gaben wir alle ab. Für das andere Vieh aber mußten die Drahtzäune enger gemacht und zwischen jedem Posten mehrere Verbindungsdrähte angebracht werden, damit selbst das Durchkommen eines Kalbes unmöglich sei. Die Ochsen, gegen 80 an der Zahl, — man bedenke, daß man in Südafrika zu einem einzigen Gejpann 16—18 Ochsen benötigt, — hatten wir inzwischen schon an einen Privatmann als Schlachtvieh verkauft, allerdings zu einem sehr billigen Preis; kommt doch gegenwärtig gerade infolge dieser Seuche eine Unmasse Vieh

nötigen Zugtiere hernehmen? Wie sollen wir, um nur eines zu erwähnen, aus den tiefen und abgelegenen Schluchten das viele Brennholz herbeischaffen für unsere Ziegelei und die mannigfachen Bedürfnisse unserer großen Doppelgemeinde? Jedenfalls wird uns nichts anderes übrig bleiben, als um teures Geld eine entsprechende Zahl von Pferden und Maulseseln zu kaufen, denn in den infizierten Gegenden darf infolge eines speziellen Regierungsverbotes volle 18 Monate lang kein Vieh gehalten werden. Das ist nun eine schlimme Sache! Abgesehen von dem hohen Einkaufspreis erfordern diese Tiere viel mehr Pflege und bedingen viel höhere Unterhaltungskosten als die Ochsen. Letztere holt man einfach von der Weide weg, spannt sie ein und läßt sie hernach wieder laufen. Weideland aber gibt es in Natal noch im Ueberfluß. Anders bei den Einhufern. Wohl verschmähen auch sie das hiesige rauhe Weidegras nicht, aber für Arbeitstiere ist es durchaus unzureichend. Eine weitere Bedingung sind für sie die Ställe; ohne gute Ställe durchleben sie, zumal hier unten an der Küste,

felten einen Sommer. Dazu kommen dann noch die teuren Geschirre. Ochsen haben hierzulande bekanntlich äußerst primitive, mit einem bloßen Riemen befestigte Joche, anders die Pferde und Maulesel, die ganz nach europäischer Art geschart und eingevannt sind. Kurz, alles in allem berechnet beläuft sich unser Verlust auf viele Tausende. Am allerschlimmsten sind vollends unsere armen Kaffern daran. Ihr ganzer Reichtum bestand von jeher im Vieh. Gegenwärtig aber ist in weiten Bezirken der ganze Viehstand vollständig verschwunden, auch von den hiesigen Neubekehrten hat kaum einer mehr ein einziges Stück aufzuweisen. Teils erlagen sie der schrecklichen Seuche, teils wurden sie von der Regierung zwangsweise weggeschafft, eine Maßregel, die hier wirklich notwendig war; denn da bei ihnen bloße Kinder mit dem Vieh hüten betraut sind, kommt es immer wieder vor, daß benachbartes Vieh zusammenläuft und so die Krankheit von einem Bezirk in den anderen verschleppt wird. Wohl machte man den Kaffern den Vorschlag, sie sollten all ihr Vieh zusammen in eine gemeinsame Fence tun; umsonst; dazu kann sich der Schwarze nicht entschließen. Sein Vieh ist ihm seine Augenweide, sein alles, das muß er beständig in der Nähe seines Kraales haben. Daß er auf diese Weise noch sein letztes Stück verlieren würde, wollte er in seiner Verblendung nicht einsehen. Also Vieh hat der Kaffer keines, darf sich innerhalb 18 Monaten kein neues anschaffen; womit soll er aber nun seine Felder bestellen? Und kann er dieses nicht, wovon soll er leben? Jedenfalls werden die armen Leute nächstes Frühjahr zu uns mit der Bitte kommen, wir möchten ihnen um Gotteslohn willen mit unseren Pferden und Mauleseln aushelfen. Werden wir ihnen helfen können, da wir selbst kaum wissen, wie wir die nächste Aussaat bestellen sollen? Die Not ist groß, doch wir wollen den Mut nicht sinken lassen. Was uns aufrecht hält, ist das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und das Bewußtsein, daß der vielerprobte Opfersinn unserer verehrten Wohltäter uns auch diesmal zu Hilfe kommen werde. Gottes reichster Segen über all jene, die sich der guten Sache annehmen!

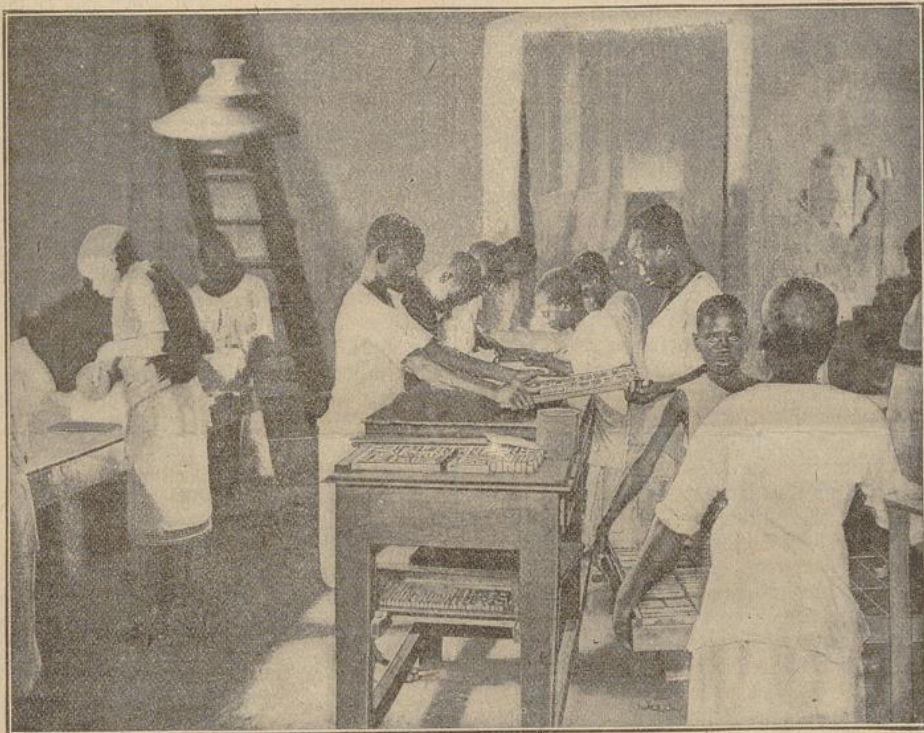
Anton Tschikitscha.

Dieser Name führt uns in die Tage der Gründung von Czenstochau zurück. Schwester Humbeline erzählt uns darüber folgendes: „Vollte zwei Wochen waren wir sechs Schwestern, welche die Czenstochauer Mission eröffnen sollten, auf der Reise von Mariannhill nach der Dronkolei. Den mächtigen, mit 18 Ochsen bespannten Burenwagen, auf dem wir mit unsern Habseligkeiten befördert wurden, nannten wir die „Arche Noahs.“ Endlich kamen wir hart am Umzimfuku zum sogenannten Mundi-Store. Von hier waren es noch zwei Stunden bis Czenstochau, wie unsere Neugründung dem bekannten polnischen Wallfahrtsort zu Ehren genannt wurde. Damals allerdings bestand Czenstochau nur aus einem einzigen kleinen Haus, welches das Kloster Mariannhill kurz zuvor von einem Farmer käuflich erworben hatte. Beim genannten Store nun, wo wir etwas Rast machten, nahte sich uns ein hochgewachsener, schon ziemlich bejahrter Kaffer mit 50 schwarzen Kindern und bot uns den landesüblichen Gruß: „Sanibona, wir haben euch gesehen!“ Der Mann war, wie er uns persönlich mitteilte, Lehrer und Katechet. In einem aus Rasen erbauten Haus

erteilte er seinen schwarzen Schülern Unterricht in den Elementargegenständen, und an Sonntagen hielt er daselbst zugleich protestantischen Gottesdienst. Er stand unter der Oberaufsicht eines weißen Missionärs, der ihn und seine Schule 3—4mal im Jahre besuchte. Natürlich wollte er nun auch wissen, wer wir seien, woher wir kämen und wohin wir gingen usw. Als wir ihm offen gestanden, wir seien katholische Missionschwestern und wollten hier in nächster Nähe eine Mission gründen, um die unwohnenden Schwarzen für den katholischen Glauben zu gewinnen, da richtete sich der alte Kede erzengerade in die Höhe, blickte uns ernst an und sprach mit drohender Geberde: „Tut das immerhin; waget aber ja nicht, in meine Herde einzudringen! Ich hüte meine Herde selbst!“ Dann wurde er wieder freundlicher, zeigte uns, als wir aufbrachen, den Weg nach Czenstochau, und blickte uns mit seinen Zöglingen noch lange staunend nach. Das war Tschikitscha. Ich hielt ihn für einen Mann von etwa sechzig Jahren, tatsächlich aber war er nicht mehr weit von achtzig, denn er hatte, wie er uns später gar oft erzählte, den großen Tschaka noch gesehen, vor dessen schrecklichen Kriegern er sich in der Nähe von Ladysmith, wo seine heimatliche Hütte stand, mit knapper Not dadurch rettete, daß er eilends auf einen Baum kletterte und in der dichtbelaubten Krone sich versteckte. Wir selbst begaben uns nach Czenstochau und eröffneten die dortige Schule. Gleich an einem der ersten Sonntage fand sich auch unser Tschikitscha ein. Er hatte nach dem umfandisi (Lehrer, bezw. Missionär) gefragt, und war nicht wenig erstaunt, statt dessen eine Schwester zu finden. Als ich ihm jedoch erklärte, der eigentliche Missionär würde erst später kommen, meine Aufgabe sei es nur, ihm die Wege zu ebnen, die Kinder zu unterrichten und das Volk beten und singen zu lehren, gab er sich zufrieden, setzte sich ins hohe Gras und wurde nicht müde, sich über Gott und die wahre Religion Aufschluß zu erbitten. Gar ernst und nachdenklich ging er endlich von dannen mit dem Versprechen, am nächsten Sonntage einige seiner Verwandten und Schüler mitzubringen, um hier das „Ave Maria“ zu lernen. Offenbar hatte ein Strahl der Gnade seine Nathanaels-Seele getroffen und er folgte dem Zuge von oben ohne Säumen und ohne Zaudern. Wirklich kam er am nächsten Sonntag mit zwei seiner Brüder und noch ein paar andern Männern, — denn der Lehrer Tschikitscha hatte ein großes Ansehen bei den hiesigen Kaffern — und wir lernten zusammen das „Ave Maria“ und ein schönes Muttergotteslied. Das nächstemal brachte er 32 Schüler und Schülerinnen mit und von da an fehlte Tschikitscha an keinem Sonntage mehr; unter der Woche aber erklärte er in seinem Kraale all denen, die sich um ihn versammelten, was er am Sonntag an Gebeten, Liedern und Katechismusragen bei den Katholiken gelernt hatte. Sein Eifer und Opfersinn war in der Tat bewundernswert. Einmal war großes Hochwasser, und da ist der Umzimfuku, der die südöstliche Grenze unserer Missionsstation bildet, ein gar gefährlicher Fluß. Schon viele, die es wagten, ihn bei einem gewissen Wasserstand zu überschreiten, haben darin ihr Grab gefunden. Tschikitscha wußte das, doch sein Verlangen nach dem christlichen Unterricht war zu groß. Er schnürte seine Oberkleider in ein Bündel zusammen, nahm es auf den Kopf und stieg sodann mutig in den breiten, klippenreichen Fluß. Die Strömung war so stark, daß sie ihm das Hemd am Leib

versteht, doch er kehrte nicht mehr um; mit wahrer Todesverachtung arbeitete er sich auf dem glatten, schlüpfrigen Weg durch die reißenden Flut, und kam schließlich, wenn auch zitternd vor Frost und bis zum Tode erschöpft, an's andere Ufer. O, wie bewunderte ich den guten alten Mann, als ich von dieser Heldentat hörte! Ich schenkte ihm sogleich frische Wäsche und brachte ihm eine Tasse Kaffee, was er mit Dank annahm. Dann wohnte er wie sonst dem Unterricht und Gottesdienst bei; als er aber im Laufe des Nachmittags den Fluß ein zweitesmal überschreiten wollte, um in seinen Kraal zurückzukehren, verbot ich ihm das strengstens. Er blieb also hier, lernte auch ein paar Stunden in seinem Katechismus und begnügte sich während der Nacht mit einem Lager auf Heu. Zwei

sein Verlangen, und der Tod erschien ihm nur als die Brücke zum Lande der „Lebendigen“. Er schloß daher vollständig mit der Welt ab. Was konnte sie ihm auch noch bieten? Sein Weib Elisabeth und sein jüngstes Kind hatte ihm der Tod geraubt, seine übrigen Kinder waren erwachsen und gut versorgt. Mit rührender Sorgfalt bereitete er sich nun (zum letztenmal, wie er meinte), auf den Empfang der hl. Sakramente vor. Im Beichtstuhl brach der im Innersten seiner Seele ergriffene Greis ohnmächtig zusammen; am folgenden Tag lag er todkrank darnieder und empfing die hl. Sterbsakramente. Allgemein dachte man, sein Herzenswunsch sei in Erfüllung gegangen, und die Tage seiner Erdenpilgerschaft seien abgelaufen. Doch Gott hatte es anders beschlossen; die schwere Krank-



Die Regierungsschulen in Deutsch-Südafrika.
Nach Photographien von Sonnenberg & Co., Berlin.
In der Stereotypie.

Jahre später, im Jahre 1890, wurde er auf den Namen „Anton“ getauft. Seine protestantische Lehrtätigkeit hatte er natürlich schon längst aufgegeben; auch lebte er jetzt mit seiner ganzen zahlreichen Familie auf die Missionsfarm über. O wie glücklich war nun unser Anton! Wie freute er sich, noch in seinen alten Tagen den wahren Glauben gefunden zu haben, und wie groß war sein Bestreben, aufs treueste all seine Pflichten zu erfüllen. So lebte er jahrelang in unserer Mitte, still und friedlich, für alle Neubekehrten ein wahres Muster und Vorbild eines ersten Christen und Katholiken.

So kam das Jahr 1901 heran. Da erging ein merkwürdiger Ruf an die Seele unseres greisen Anton. Er hatte soeben den Predigten und geistl. Uebungen, welche damals gelegentlich des allgemeinen Jubiläums abgehalten wurden, mit solchem Ernst und in so gehobener Stimmung beigewohnt, als handle es sich um die unmittelbare Vorbereitung auf einen guten Tod. Er selbst glaubte fest, er werde am letzten der großen Gnadentage sterben. Der Himmel allein war noch

heit sollte ihm nur das Pförtlein zu einem noch stilleren, ganz in Gott verborgenen Leben öffnen. Kaum genesen, sagte er: „Ich bin alt und schwach. Der tägliche Weg vom Christendorfe bis zur Kirche (eine kleine halbe Stunde) wird mir zu weit. Nur allzu gerne möchte ich bei den Trappistenbrüdern wohnen und mein Leben in der Nähe des Tabernakels beschließen. Die Bitte ward ihm gewährt. Er wurde der sorglichen Obhut des Bruders Eduard, unseres Krankenwärters, anvertraut und schlief fortan in einem kleinen Anbau des Brüderhauses, während er den Tag über meist im Freien saß und Körbe flocht; denn der hochbetagte Greis gedachte der Worte der Schrift und wollte sein Brot nicht müßig essen. Dabei war sein Wahlspruch: „Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott!“ Seine Sprache war überaus bilder- und blumenreich; besonders gerne führte er Sprüche und Gleichnisse aus der hl. Schrift an. Sein größtes Glück bestand darin, denjenigen oft zu besuchen, in dessen Nähe er seine Wohnstätte gesucht und auch gefunden: den lieben Heiland im Tabernakel. Täglich

wohnte er mit inniger Andacht zwei heil. Messen bei und viermal in der Woche nahm er mit großer Liebe und heiliger Ehrfurcht dem Tische des Herrn. Er konnte in Wahrheit sagen: „Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn!“ Gegen Bruder Eduard, seinen treuen Pfleger, hegte er eine rührend-dankbare Gesinnung, betete mit ihm gemeinschaftlich sein Morgen- und Abendgebet und half ihm vielfach im Sakristan- und Kirchendienst, zumal bei Taufen und Beerdigungen. Viele unserer Neuchristen suchten bei ihm Rat, Trost und Erbauung, und keiner pflegte dabei leer auszugehen, denn „beim Alter findet man Rat, und Weisheit beim Gerechten.“ So vergingen Jahre und unser guter Anton erfreute sich, obwohl er bald zu den Hundertjährigen zählte, noch immer einer staunenswerten Frische und Rüstigkeit. Er selbst fühlte sich allmählich einsam, denn all seine Freunde und Altersgenossen waren längst vom Schauplatz dieser Erde verschwunden. Begreiflich also, daß er mit einer gewissen Vorliebe fast Tag für Tag hinunter ging zum stillen Gottesacker, die Blumen ordnete auf den Gräbern und dabei mit seinen lieben Toten sprach. Bald, nur allzubald sollte auch er bei ihnen sein. Ostern war wieder gekommen. Unser Ehrw. Vater Gerard und Hochw. P. Balduin hielten geistliche Exerzitien ab, um das Volk auf eine möglichst gute Osterbeichte vorzubereiten. Selbstverständlich beteiligte sich auch unser Anton mit großem Eifer daran. Er machte am weißen Sonntag die gemeinsame Osterkommunion mit, hörte an den folgenden Tagen, getragen von himmlischem Glück und seligem Frieden, nach einander drei hl. Messen und ging dabei täglich zur hl. Kommunion. Doch ließ, am dritten Tag fühlte er sich bei der Rückkehr von der Kirche auffallend müde und schwach. Taumelnd und unsicheren Schrittes wankte er in seine Wohnstube hinein, wo ihm Bruder Eduard sofort liebevoll entgegen eilte, ihn stützte und sorglich zu seiner Lagerstätte geleitete. Ein Schlaganfall hatte den guten, frommen Mann getroffen. Auch seine Zunge war gelähmt, so daß er nur mühsam einige unverständliche Worte lassen konnte. Dagegen hatte er noch das volle Bewußtsein bewahrt. Lächelnd zeigte er nach dem Himmel, griff nach dem Kreuzifix an der Wand, küßte es und begann still für sich zu beten. Man holte den Priester, der ihm die letzte Oelung und Generalabsolution spendete. Dann begann der Todeskampf. Um 1 Uhr mittags, den 10. April 1907, hauchte er still und friedlich seine reine Seele aus. — Anton Tschitschka war eine wahre Leuchte für die hiesigen Neuchristen. Sein Andenken bleibt in Ehren, versichert doch die Schrift: „In ewigem Gedächtnis bleibt der Gerechte“. Ps. 111, 7.

Was vergangen, kehrt nicht wieder.
Aber, — ging es leuchtend nieder —
Leuchtet's lange noch zurück!

Auf einer katechetischen Exkursion.

Mariathal. — Gelegentlich einer kurzen Ferienreise, die mir meine verehrten Obern erlaubten, kam ich u. a. auch nach Mariathal. Der dortige P. Rektor (Rev. P. Solanus) lud mich ein, mit ihm am nächsten Morgen zur Katechese in die heidnischen Kraals hinauszureiten. Obwohl müde von der Reise, nahm ich den Vorschlag mit Freuden an — denn mir, dem Neuling, waren die Missionsverhältnisse noch

gänzlich unbekannt —, und so ritten wir zusammen hinaus nach dem Ufafa-Tal. Anfangs ging es über eine grasige Ebene dahin, bald aber fiel der Weg oder vielmehr der steile Fußpfad, den wir ritten, steil ab. Da hieß es absteigen und die Pferde am Zügel nachführen. Ich gestehe offen, es wurde mir angst und bange, als wir immer tiefer und tiefer auf dem steilen, felsigen Fußpfad in diese afrikanischen Schluchten hinabstiegen. Wie leicht konnte das Pferd ausgleiten und in die Tiefe stürzen! Ein Tier, das solcher Wege ungewohnt wäre, ließe sich da überhaupt nicht hinabführen. Unwillkürlich dachte ich dabei auch an die Strapazen des Missionärs, der bald in glühendem Sonnenbrand, bald in Sturm und Regen solche Wege machen muß. Wir kamen zum ersten Kraal. P. Rektor gab mit einem Horn ein Signal, und bald versammelten sich aus den umliegenden Hütten etwa 15–20 Personen zum christlichen Unterricht. Somit kamen bedeutend mehr, allein da an jenem Tage ein Mädchen dieses Kraals eben Hochzeit hielt, waren die meisten Kraalinsassen zur Teilnahme an der seltsamen Feier nach Tropro gegangen. Ich fand den Kraal sauber gefegt, den Boden mit Kuhmist frisch gewischt, die Töpfe, Grasmatten und sonstigen Hausgeräte sauber in Ordnung, kurz, man sah, daß auch in diesem Stübchen die Mission schon ihren wohlthuenden Einfluß übte. Die Decke war allerdings von Rauch und Ruß ganz geschwärzt, doch das kann in einem Kaffertkraal, wo beinahe Tag und Nacht ein Feuer brennt und der Rauch keinen andern Ausweg hat, nun einmal gar nicht anders sein. P. Missionar zog einen Chorro an und kniete nieder, worauf alle Anwesenden sofort das Gleiche taten. Nach kurzem Gebet begann der Unterricht in den Hauptwahrheiten unseres hl. Glaubens, dann wurden noch einige Gebete erklärt, ein Lied eingeübt und zum Schluß die Laurentianische Litanei gebetet. Ich muß gestehen, es war ein „Zug“ im Ganzen. P. Rektor war voll Leben und auch seinen schwarzen Katechumenen, die ihm offenen Mundes zuhörten und auffallend frisch und kräftig ihre Antworten gaben, konnte man das Interesse vom Gesicht ablesen. Etwas wollten wir die Pferde wieder besteigen, als eine heidnische Mutter zum Missionar herantrat mit den Worten: „Vater, mein Kind ist krank; seit 14 Tagen schläft und ißt es beinahe nichts, weint viel und magert beständig ab. Bitte, taufe es, bevor es stirbt!“

Das Knäblein mochte etwa sechs Monate alt sein und sah in der Tat höchst leidend aus; der Atem ging schwer, Hals und Brust waren entzündet und ließen das Schlimmste befürchten. Dennoch zögerte der P. Missionar mit der Taufe. Die Mutter war eben noch Heidin, wenn sie auch zuweilen den christlichen Unterricht besuchte, der Vater vollends wollte von Taufe und Bekehrung nichts wissen. Welche Garantie für die christliche Erziehung des Knaben hatte man also, falls er nach der Taufe genesen sollte? „Wie aber“, erlaubte ich mir einzuwenden, „wenn das Kind, das nun offenbar schwer krank ist, ohne Taufe stirbt?“ Bitte, Vater, taufen Sie den Knaben, ich will für ihn beten. Stirbt er, so habe ich an ihm einen Fürsprecher bei Gott, kommt er mit dem Leben davon, dann wird Gott für das weitere schon sorgen. Nun begann P. Rektor eine lange Unterredung mit der Mutter, wobei zuletzt für die Taufe des Kindes als Bedingungen aufgestellt wurden: Fleißige Beteiligung der Mutter am christlichen Unterricht, das Tragen anständiger Kleider und die christliche Erziehung des Kindes. Es

wurden die Taufentensilien herbeigeholt, auf einer Strohmatten ausgebreitet und der hl. Taufakt im Freien vorgenommen. Ich repondierte kräftig mit Amen, hielt den Kopf des kleinen Schreihalses, so wie die brennende Kerze und betete dabei aus innerstem Herzensgrunde. Nur allzu gern hätte ich Patenstelle an dem Kleinen vertreten, doch das ist dem Ordensmanne bekanntlich nicht erlaubt. Nach dem Taufakte hielt P. Missionär noch eine kleine Ansprache an die Versammelten und ermahnte dabei namentlich die Mutter des Täuflings, ihren Versprechungen gewissenhaft und treu nachzukommen. Dann wurden die Tauf-Requisiten wieder in die Ledertasche verpackt, die Pferde bestiegen und fort ging es auf den heißen, haltsbrecherischen Pfaden nach einem zweiten

nung ist der Wetterstock, ein Blitzableiter." — „Wie“, fragte ich erstaunt, „haben diese wilden, heidnischen Kaffern einen Blitzableiter?“ — P. Rektor deutete auf einen vis-à-vis vom Einschlußloch befindlichen Stumpf mit den Worten: „Da, dieser gelb angestrichene Steden, der einen Zoll aus dem Boden hervorragt, das ist ihr Blitzableiter.“ Dann wandte er sich wieder an die Schwarzen, hielt ihnen das Törichte, ja Gefährliche ihres Feueranzündens vor, verwies ihnen ihren Aberglauben und ermahnte sie zur Buße und Bekehrung, zum Gebet und Gottvertrauen. Mittag war bereits vorüber, als wir nach längerem Ritt über Berg und Tal zu einem großen, aus 7 Hütten bestehenden Kraal kamen. Unter den vielen, höchst armselig gekleideten Kindern fiel mir ein etwa 3jähr. Knabe



Die Regierungsschulen in Deutsch-Ostafrika. Nach Photographien von Dannenberg & Co., Berlin.
Schülerkapelle vor dem Schulhause.

Kraal. Hier kam P. Rektor im Laufe der Katechese auf die schrecklichen Gewitter zu sprechen, die während der letzten 4 Tage gehaust hatten. Blitz und Donner werden von den Kaffern arg gefürchtet; fast jedes Jahr werden auch tatsächlich mehrere Leute, oft ganze Familien, vom Blitz erschlagen. „Habt Ihr keine Angst, wenn es so blitzt und donnert?“ fragte der Missionär. — „Ja, Vater, große, schreckliche Angst durchzuckt unsere Herzen, wenn wir den Blitz aufleuchten sehen und die Donner rollen hören. Am meisten fürchten wir dieses Blitzen und Krachen zur Nachtzeit.“ — „Was fangt Ihr dann an und wie wollt Ihr Euch dagegen schützen?“ — „Wir stehen auf, machen ein großes Feuer im Herd, stellen auf die glühenden Kohlen ein irdenes Gefäß, streuen ein heiliges Kraut darauf und stellen es sodann hinaus vor den Eingang, damit die Geister der Vorfahren uns vor allem Unglück beschützen. Unsere weitere Hoff-

auf, der auf beiden Augen total blind war. Wie ich hörte, war er mit hellen klaren Augen zur Welt gekommen, allmählich wurden dieselben aber mit einer gerippten Haut überzogen, so daß man von der Pupille nur noch einen kleinen, dunkeln Streifen sieht. Das arme, sonst so frische, wohlgestaltete Kind dauerte mich sehr. Was soll der arme Junge hierzulande, wo es für Schwarze keine Blindenanstalt gibt, anfangen? In der Missionschule zu Marienthal haben wir auch einen blinden, zehnjährigen Knaben, doch wir können ihm nur wenig beibringen. Bei solchen Anlässen sieht man erst, welche eine Wohltat die Blindenanstalten in zivilisierten Ländern sind. Ähnlich ist es mit den Taubstummen, deren es in unserer Mission auch mehrere gibt. Nach Beendigung der Katechese, die auch hier mit Gebet und Gesang schloß, hörten wir, es sei am Abhang eines nahen Hügels viel Volk beim Bau eines neuen Kraals versammelt. P. Rektor ritt sofort hin, in

der Hoffnung, dort u. a. Leute zu finden, die nie oder nur höchst selten zum Besuch einer Katechese zu bewegen sind. Der steile raue Fußpfad, der sich um den halben Berg herumwand, führte uns immer höher und höher hinauf, bis wir endlich den Kraal vor uns sahen. Es war in der Tat eine Masse Volk beisammen. Im Vordergrunde saß ein Haufen Weiber, die offenbar von der Arbeit gerade ausruhten, während eine zweite Partie emsig am Bauen war. Auch eine bedeutende Zahl Männer, laut und heftig miteinander disputierend, saß vor der Hütte. P. Missionär bot ihnen den landesüblichen Gruß. Sie erwiderten ihn kurz, blieben sitzen und setzten ihren Wortstreit fort. Wir kamen offenbar zu ungelegener Zeit; man wollte nichts von uns wissen. Eine Weile hörte P. Rektor den lärmenden Männern gelassen zu und trat in ihre Mitte mit den Worten: „Madoda, asiwenze umtando,“ „Männer, laßt uns ein Gebet verrichten!“ Kaum war das Wort gesprochen, da sprang ein halbnackter Kaffer in wildem Zorn aus der zu bauenden Hütte. Er war ein Stochheide, kam aus fremder Gegend und wollte sich nun hier ansiedeln. Die neue Hütte gehörte ihm. „Was, beten willst Du hier, ein umtando, willst Du machen?“ schrie er den Missionär an. „Nichts da! Hier wird gearbeitet, nicht gebetet. All mein Volk ist am Arbeiten, dergleichen sind all meine Nachbarn der Arbeit wegen hierher gekommen!“ P. Rektor wagte eine Gegenrede, doch das reizte den wilden Heiden erst recht zum Zorn. Die Lage begann etwas unangenehm zu werden, da kam die Rettung ganz unerwartet durch den Chief, der auch zugegen war. Dieser ergriff nämlich die Partei des Missionärs, wies den lärmenden Eigentümer zurecht und forderte alle Anwesenden auf, sich am Gebet und Unterricht des Umkundisi (Lehrers) zu beteiligen. Damit war die Sache entschieden. P. Solanus zog das Rochet an, stellte ein hübsches, kleines Bild, u. L. Frau vom guten Rat, in der Nähe der Hütte auf, nahm das Kreuzifix zur Hand und begann den Unterricht. Sofort war alles mäusehinstill, unverwandten Blickes hing alles, groß und klein, am Mund des Missionärs. Da sah ich so recht die Macht des Evangeliums und freute mich aus innerstem Herzensgrunde über die merkwürdige Umwandlung, die sich in den Herzen dieser armen, blinden Heiden vollzog. Gewiß wurden in dieser Gnadenstunde manche von ihnen dauernd für den christlichen Glauben gewonnen. Wir schieden in bestem Frieden voneinander, und P. Missionär versprach, bald wieder zu kommen. Dies eine kurze Skizze von dem, was ich bei meinem Besuch in der Mariathaler Mission gesehen und gehört. Ich kann unsern verehrten Wohltätern die Versicherung geben, daß ihre Almosen gut angewendet sind, daß von den Missionären fleißig gearbeitet und mit Gottes Hilfe auch viel erreicht wird.

Lea.

Von Schw. Eustochium.

St. Michael. — Ein heidnisches Kaffernmädchen besuchte eine Zeit lang die protestantische Schule und wurde daselbst auf den Namen Lea getauft. Später bat sie um Aufnahme in unsere Missionschule, was ihr auch gern gewährt wurde. Lea war ein überaus gutes Kind, willig und dienstfertig, fleißig und arbeitsam, wie wenige. Kein Wunder also, daß sie bald der Ziebling aller wurde, zumal da sich zu ihren sonstigen guten Eigenschaften noch eine außerordentliche Heiterkeit und

Fröhlichkeit gesellte. Auch trat sie nach verhältnismäßig kurzer Zeit zur katholischen Kirche über, zu der sie ihrer Gesinnung nach von Anfang an ohnehin gehört hatte. Alles wäre gut gewesen, nur eines fehlte zu wünschen übrig: ihre Gesundheit. Lea kränkelte viel, ohne jedoch deshalb ihre Arbeitslust zu verlieren. Als ihr Zustand bedenklicher wurde, holte sie ihr Vater heim in den elterlichen Kraal; bald jedoch kehrte sie in die geliebte Missionschule zurück. Hier hatte sie ihr eigentliches Heim, während ihr der Kraal zu fremde geworden war. Die Eltern wollten sie ein zweitesmal holen, doch Lea wollte nun nichts mehr davon wissen. „Vater“, sprach sie, „ich fühle, ich werde bald sterben. Wo habe ich aber zuhause eine Hilfe, wenn ich mit dem Tode ringe? Anders hier, in der Schule; da wird mir der Priester beistehen, und die Lehrerin wird mit ihren Kindern an meinem Sterbebett knien und für mich beten. Drum, Vater, bitte, laß mich hier!“ Der gute Mann gewährte ihr die Bitte; er ließ sein geliebtes Kind in der Missionschule, konnte es sich aber nicht verlagern, Lea öfters zu besuchen. Auch an ihrem Sterbetage war er hier. Die Krankheit stieg. Der schönste Tag, der wie eine Sonne in ihre Leidensnacht hineinleuchtete, und alles mit dem Richte der Verklärung übergoß, war der Tag ihrer ersten hl. Kommunion. Im weißen Kleidchen, mit einem Myrtenfränzlein auf dem Haupte, lag Lea auf ihrem Schmerzensbette, als sie mit einem Herzen voll Sehnsucht und Liebe das erste und zugleich letztemal den Heiland im hochheiligen Sakramente empfing. Ja, dies war ein schöner, hochherlicher Gnadentag! Bald darauf nahte die Stunde ihrer Auflösung. Im Himmel oben sollte sie in baldige ihren Gott und Erlöser vor Angesicht zu Angesicht sehen dürfen. Alle Kinder, selbst die furchtlichsten, hatten sich um ihr Sterbelager versammelt, denn sie wollten alle die liebe, gute Lea nochmals sehen und für immer Abschied von ihr nehmen. Der P. Missionär betete die Sterbegebete vor und die bekannte Litanei, wobei die Kinder gar andächtig respondierten. Als jedoch der Todeskampf noch länger dauerte, begaben sich die Kinder wieder an ihre Arbeit, nur die Lehrschwester blieb allein bei der Kranken zurück. In der Nähe des Sterbetodes war eine Statue des hl. Joseph aufgestellt, zu dem Lea von jeher eine besondere Verehrung gehabt hatte. Später kam auch der Priester wieder und reichte ihr das Kreuzifix, das sie jedesmal mit großer Liebe und Innigkeit küßte. Endlich hatte sie ausgelitten. Der P. Missionär betete mit ein paar Schwestern, die gerade auch eingetreten waren, den bekannten Hymnus: „Maria, mater gratiae. O Mutter der Barmherzigkeit, Durch die uns Gnade Gott verleiht, Mach' uns von unsern Feinden frei, Und steh' im Todeskampf uns bei!“ Nochmals erhob Lea ihre brechenden Augen, blickte ruhig und vertrauensvoll zum Himmel auf und gab dann ihre reine Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück. Früh vollendet hat sie viele Jahre erreicht; ihr Andenken bleibt in Segen.

In schwerer Versuchung.

Von Schw. Damiana.

Himmelberg. — Unsere ehrw. Schwester Oberin war eines Sonntags zu einer schwer kranken Person gerufen worden. Da sie ziemlich lange ausblieb, ging ich ihr im Laufe des Nachmittags mit den Schulkindern eine Strecke weit entgegen. In der Nähe einer Farm machten wir Halt, um ein wenig aus-

suruben. Banhlan, ein kräftiger Junge von etwa sechs Jahren — er fungiert z. Bt. auf der Station als Hirten-
habe — streckte sich sofort der Länge nach ins weiche
Gras und schaute dabei voll heißer Gier zu den Obst-
bäumen des englischen Farmers hinüber. Lange lag
er schweigend da, endlich kam es von den wulstigen,
schwarzbraunen Lippen: „D dürfte ich durch dieses
Gock da schlüpfen! Dürfte ich doch in den großen,
schönen Garten da hinüber und nur ein wenig, ein
klein wenig von den goldgelben Drangen naschen, die
mir so freundlich zuwinken!“ — Die Kinder sind doch
auf der ganzen Welt die gleichen, dachte ich, und un-
willkürlich kamen mir die bekannten Worte unseres
großen Dichters in den Sinn: Menschen sind die
Menschenkinder aller Zeiten, aller Zonen, ob sie unter
Weidenbüschen, ob sie unter Palmen wohnen.“

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Der Maienmonat

ist der Verehrung der allerheiligsten Jungfrau
Maria gewidmet. Die Ehre, welche ihr in diesem
Monat erzeigt wird, ist mannigfaltig und groß und
wird von vielen Nichtkatholiken teils absichtlich, teils
wegen ungenügender Aufklärung falsch verstanden.
Maria wird „von der römischen Kirche
abgöttisch verehrt“; auch sie ist ein sün-
diger Mensch gewesen.“ — In diesen Worten
werden gewöhnlich die Vorwürfe zusammengefaßt.
Kurz und bündig antwortet darauf P. Brors in seinem
ABC: Maria wird von der Kirche nicht abgöt-
tisch verehrt; es wird ihr vielmehr nur die schuldige
Ehre erwiesen nach dem Beispiel der hl. Elisabeth,
welche voll des hl. Geistes zu ihr sprach: „Gebenedeit
bist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht
deines Leibes!“ (Lukas 1, 42) und wie Maria selbst
es vorher sagte mit den Worten: „Hoch preiset meine
Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott,
meinem Heilande. Denn er hat angesehen die Niedrig-
keit seiner Magd; denn siehe, von nun an werden
mich selig preisen alle Geschlechter!“ (Lukas 1, 46—48).
Wir Katholiken haben also Recht, wenn wir Maria
hoch preisen. Förricht aber handeln jene, welche den
Sohn zu ehren glauben, indem sie der Mutter die
schuldige Ehre verweigern. Und sollte Gott wohl eine
Sünderin zu seiner Mutter erkoren haben, wenn es ihm
freistand, dieselbe vor jeder Sünde zu bewahren? Gott
konnte es, deshalb tat er es. Wir verehren Maria
nur um der Vorzüge willen, die Gott ihr ver-
liehen und wegen der Tugenden, die sie mit der Gnade
Gottes gewirkt hat. Eine Schmälerei der Ehre
Gottes kann es nicht sein, den Meister in seinem Werke
zu loben. Wir rufen Maria um ihre Fürbitte
bei Gott für uns an, weil sie als Mutter Gottes —
als Mutter des Sohnes Gottes — viel bei Gott ver-
mag. Der hl. Paulus sagt (1. Tim. 2, 1): „Darum
ermähne ich vor allen Dingen, daß Bitten, Gebete,
Fürbitten, Dankfagungen geschehen für alle Menschen.“
Wenn also der eine Mensch für alle Menschen beten
soll, so muß auch Maria für mich beten; und sie wird
es um so lieber tun, wenn ich sie noch insbesondere
um diese Fürbitte ansehe. Der Marienkult der
katholischen Kirche ist also biblisch, vernünftig
und schön zugleich. Alle edlen Menschen sind darin
einig, daß man die Mutter Gottes auch besonders
ehren muß. Es ist nicht notwendig, die Erzählun-

gen z. B. in den „Herrlichkeiten Mariens“ vom hl.
Alfons v. Liguori zu glauben. Ein vernünftiger
Mensch unterscheidet zwischen dem Wesen der Andacht
und den Geschichten, die irgendwo in einem frommen
Buche stehen, und wäre das Buch auch von einem Theo-
logen. Auch wir halten nicht alle der angeführten
Geschichten für historisch, aber das verdirbt uns nicht
die Freude an den schönen Gedanken des Buches.
Wenn darum neuerdings die katholische Kirche wegen
ihres „Madonnenfetischismus“ angegriffen
wird, weil der hl. Alfons einige unglaubliche Ge-
schichten in seinen vielgelesenen „Herrlichkeiten Ma-
riens“ anführt, so weiß jeder denkende Katholik, was
er von solchen Angriffen zu halten hat. Wer heut-
zutage noch auf die sogenannte „Dummheit“ und „In-
feriorität“ der deutschen Katholiken spekuliert in der
Absicht, um sie der römischen Kirche zu entfremden,
kommt zu spät. Der katholische Mann durchschaut
die Absicht „und wird verstimmt“ gegen solche Männer
der Aufklärung. Es ist rührend, zu sehen, wie einige
Männer, die von der katholischen Kirche abgefallen sind,
uns Katholiken erlösen wollen vom Romanismus,
vom Aberglauben, vom Madonnenfetischismus. Welch
eine zärtliche Besorgnis um das Heil unserer See-
len! Der Heiland sprach einmal von dem Falken,
den der Adler aus seinem eigenen Auge ziehen
möge, ehe er daran gehe, andere zu belehren. Nein!
Wir Katholiken holen uns unsere Belehrung über
Glaubenssachen bei der unschleibaren Kirche, bei Petrus
zu Rom.

Herr Leopold Schredt †.

Ein edler Missionsfreund schied am 30. Jänner
d. Js. in Wien aus diesem Leben, welcher nicht bloß
ein Förderer vieler katholischer
und humanitärer Vereine und
Anstalten war, sondern dessen
wahrhaft großmütige Liebe sich
über das weite Meer nach Afrika
erstreckte. In Herrn Schredt ver-
lor die Mission Mariannhill einen
großen Wohltäter. Aus Dank-
barkeit wurde per Depesche die
Todesnachricht nach Afrika ge-
meldet, und wurde sowohl das
feierliche Requiem für seine Seelenruhe in Mariannhill
abgehalten, als auch auf allen Missionsstationen Ge-
bete für den teuren Verstorbenen verrichtet. Möge
das Wort der heiligen Schrift sich an Herrn Schredt
erfüllen: Selig die Toten, die im Herrn sterben, ihre
Werke folgen ihnen nach. Wir wollen dem lieben
Verstorbenen ein dankbares Andenken in der Mission
bewahren. Herr Leopold Schredt ruhe in Gottes hl.
Frieden.



Man hat in allen Zeiten die Sonne und die
Gesundheit besungen, ich will heute die Krankheit und
die Schatten preisen. Es ist vieles, welches während
der Krankheit des Körpers beiträgt, das Gemüt zu be-
sänftigen — das stille Zimmer, die stille Dämmerung,
die leisen Stimmen und dann vor allem die sanften
Worte derer, die uns umgeben, ihre Aufmerksamkeit,
ihre Unruhe, ja vielleicht eine Träne in ihren Augen.
Alles dieses tut wohl, tut innerlich wohl, und als der
weise Salomon alle guten Dinge nannte, die auf der
Erde ihre Zeit haben, so vergaß er unter diesen die
Krankheit zu preisen.

St. Josephsgärtchen.

Die hl. drei Könige in Jerusalem.

Anfangs schienen die hl. drei Könige gegen Bethlechem zu ziehen, dann aber wandten sie sich nach Jerusalem. Ich sah die Stadt hoch gegen den Himmel aufgetürmt liegen. Der Zug der Könige war wohl eine Viertelstunde lang. Als sie vor Jerusalem hielten, war der Stern verschwunden, worüber sie sehr bestürzt waren. Einige vom Gefolge gingen aus Tor und kehrten mit Aufsehern und Soldaten zurück. Man brachte sie mit ihren Tieren in ein rundes mit Hallen und Wohnungen umgebenes Gehöft. Das Schloß des Herodes lag nicht ferne davon auf einer Höhe und der ganze Weg bis hinauf zum Schloß war mit Fackeln oder Feuerkörben auf Stangen beleuchtet. Die Ankunft der Könige erregte große Verwunderung in der Stadt. Thenteno, der älteste der hl. drei Könige, wurde noch während der Nacht ins Schloß beschieden. Er sprach daselbst mit einem Hofherrn, der wieder alles dem Herodes berichtete. Letzterer wurde wie unsinnig darüber und bestellte die Könige zu sich auf den anderen Morgen. Er ließ ihnen sagen, sie möchten nur ausruhen, er wolle nachforschen und werde ihnen melden, was er erfahre. Hierauf schickte Herodes Diener an den Tempel und sonst in die Stadt, und ich sah, daß Priester, Schriftgelehrte und alte Juden mit Rollen zu ihm kamen. Ich sah sie auch mit ihm auf das Dach des Schlosses hinaufgehen und nach den Sternen sehen. Herodes war in großer Unruhe und Verwirrung; die Schriftgelehrten aber suchten ihm immer zu beweisen, daß es mit dem Gerüde der Könige nichts sei, daß diese Völker immer allerlei Phantastereien mit Sternen hätten, und daß, wenn etwas daran wäre, sie es am Tempel und in der hl. Stadt doch eher wissen müßten. Bei Tagesanbruch sah ich abermals einen Hofherrn herabkommen und alle drei Könige mit ihm hinaufgehen. Sie wurden in einen Saal geführt, wo einige Gerichte zum Empfang aufgestellt waren. Die Könige rührten die angebotenen Speisen nicht an; sie blieben stehen bis Herodes kam, dem sie mit Verbeugung entgegen traten und kurz fragten, wo der neugeborene König der Juden sei, dessen Stern sie gesehen und den anzubeten sie gekommen seien. Herodes, dem sehr angst dabei war, der sich aber seine Furcht nicht anmerken lassen wollte, fragte sie näher nach dem Sterne aus und sagte ihnen, von Bethlechem Ephrata laute die Verheißung. Menfor erzählte nun das letzte, in der hl. Nacht geschaute Gesicht: sie hätten eine Jungfrau gesehen und vor ihr ein liegendes Kind, aus dessen rechter Seite ein Lichtzweig ausgegangen, auf dem zuletzt ein Turm mit vielen Toren gestanden, der zu einer großen Stadt geworden. Das Kind habe mit Schwert und Szepter als ein König darüber gestanden und sie hätten sich selbst und die Könige der ganzen Welt kommen, sich verbeugen und das Kind anbeten sehen; denn es habe ein Reich, das alle Reiche überwinden werde. Herodes, ganz bleich vor Schrecken, riet ihnen, ganz stille nach Bethlechem zu ziehen und, wenn sie das Kind gefunden, zu ihm zurückzukehren, damit auch er komme, es anzubeten. Ich sah hierauf die Könige Jerusalem verlassen und bei einem Vache Halt machen. Hier sahen sie zu ihrer großen Freude

den wunderbaren Stern wieder! Die gerade Straße von Jerusalem nach Bethlechem wimmelte in diesen Tagen von Menschen und Reisenden mit Gepäck und Eseln. Der Stern führte sie aber auf stillen, einsamen Nebenwegen, so daß sie unbelästigt von zudringlichen Neugier gegen Abend in Bethlechem anlangten.
(Fortsetzung folgt.)

Sparen macht freigebig.

Wer sparsam ist, kommt zu etwas, und wenn es auch nicht gerade zu einem großen Vermögen bringt, so hat er doch so viel, um ehrlich durch die Welt zu kommen; ja, es bleibt immer noch etwas für die Armen übrig. Ist es nicht eine auffallende Tatsache, bezeugt von allen, die auf diesem Gebiete Erfahrungen gesammelt haben, daß die größten Summen für die Missionen aus der Hand der Armen und Missionsboten, die jeden Pfennig sorgsam aufheben, oft am schnellsten bereit sind, ihr Scherflein für gute Zwecke beizutragen? Jüngst eröffnete ein Seelsorger seinen Pfarrkindern, es sollte notwendig in der Gemeinde eine Kapelle erbaut werden; die Gläubigen mochten doch nach Kräften zu dem schönen Zweck beistehen. Wer war nun der erste, der dem Herrn Pfarrer sein Scherflein überbrachte? Ein armer Knecht; er brachte 150 Mark mit dem Bemerkten: „Das ist mein Geld, d. h. das habe ich mir durch das Aufgeben des Rauchens erspart.“ Ein anderer Priester wollte seine Kirche mit neuen Paramenten, Messgewändern, Altartüchern u. versehen, weil die alten abgenutzt und unbrauchbar geworden waren. Er bat seine Pfarrkinder um milde Beiträge. Wer kam zuerst? Ein Dienstmädchen. „Ich wollte“, sagte es, „mein Geld für ein neues Sonntagkleid verwenden, aber es ist so besser angewendet; das alte tut's auch noch.“ Mit diesen Worten überreichte das Mädchen eine Banknote von 100 Franken. Ein Knecht, der kürzlich starb, gab wenige Tage vor seinem Tode seinem Seelsorger einen Kassaschein mit den Worten: „Hochwürden, verwenden Sie das für gute Zwecke; es sind mit Zinsen und Zinseszinsen über 10 000 Mark. Ich habe ich mir erspart und ich möchte sie nun zum Heile meiner Seele verwendet wissen.“ Uebrigens finden wir auch unter den Reichen edle, hochgefinnte Seelen. So erhielt z. B. der hochselige Bischof Dupanloup von Orleans eines Tages von einer vornehmen Dame folgenden Brief: „Hochwürdigster Herr! Die göttliche Vorsehung hat mir 1000 Fr. zur Verfügung gestellt für einen neuen Kaschmirschal. Ich habe nun berechnet, daß ich, wenn man das Pfund Brot zu fünf Sous berechnet, 4000 Pfund Brot, das von rechtswegen den Armen gehört, auf meinen Schultern zu tragen hätte. Das hat mich erschreckt. Ich schicke Ihnen deshalb die 1000 Fr. zur gefälligen Verteilung unter den Armen.“

Ein schwarzer Märtyrer der Nächstenliebe.

Von Schw. Arnoldine.

Kongo. — Wenige Europäer können das Tropenklima hier, direkt unter dem Äquator, lange er-

Es gehört schon zu den Ausnahmen, wenn ein Weißer ununterbrochen sechs Jahre lang hier aushält, ohne in der Zwischenzeit nach Europa zurückzukehren. Aber auch unsere Schwarzen erreichen nur selten ein hohes Alter, fast alle sterben jung hinweg. Von den Mädchen, die sich im Laufe des letzten Jahres unserer Schule verheirateten, sind schon viele Witwen, desgleichen haben schon manche unserer jungen Männer ihre Frauen verloren. Die meisten erliegen der berüchtigten Schlafkrankheit; manche sterben auch an Ruhr, an Lungenentzündung und einer gefährlichen Halskrankheit. Nicht die wenigsten aber an dem Verzehren von Erde, Kalk und irdenen Töpfen. Man sollte das nicht für möglich halten, aber es ist geradezu unglaublich, wie sehr sie darauf verfallen sind. Alle Mahnungen und Strafen wirken sich da als fruchtlos. Wird z. B. ein Haus mit mpembe, einer Art Kalkerde, die wir aus dem Fluß holen, angestrichen, so dürfen wir sicher sein, daß nach ein paar Tagen alle Wände total zerkrümelnd sind. — Zerpringt einer unserer irdenen Kochtöpfe, so wird er von unseren Kindern jubelnd vollends in tausend Stücke zer schlagen und mit Appetit verzehrt. Nicht selten kommt es auch vor, daß ein Mädchen weinend daherkommt und klagt, es habe ihr eine andere, während sie selbst geschlafen, vom Kochtopf den ganzen Rand weggeessen. — Kürzlich starb der Krankenwärter unserer Schlafkranken auf dem Eiland, wohin wir seit längerer Zeit, der Ansteckung wegen, unsere Schläfer zu bringen pflegten. Ich kann nicht umhin, von seinem höchst ungewöhnlichen Leben und Tod einiges zu erzählen, grenzen doch einzelne Tugenden dieses guten Negers geradezu an Heroische. Uebrigens mögen unsere geehrten Leser und Wohlthäter selbst urtheilen: Louis Lombale — das ist sein Name — verlebte seine erste Jugendzeit mitten unter den übrigen Negern im afrikanischen Urwald. Später wurde er Arbeiter bei den Weißen auf einer Baumstation. Nachdem aber bald darauf in deren Nähe unsere Missionsstation errichtet worden war, kam er zu uns. Es mögen jetzt 7 bis 8 Jahre her sein — hieher nach Bomania, um sich mit Weib und Kind taufen zu lassen. Zugleich bat er, als Arbeiter aufgenommen zu werden, nur um recht nahe bei der Kirche und beim Kranken zu sein. Beides wurde ihm gewährt, und wir alle hatten unsere helle Freude an dem braven Neugeborenen, der so ungemein eifrig und treu alle seine Pflichten erfüllte und jedermann gegenüber zu allen nur erdenklichen Liebesdiensten bereit war. Bald konnten wir ihm keine größere Freude machen, als wenn wir ihn in unser Krankenhaus riefen, um den kranken Heiden einige Hilfe zu leisten und ihnen etwas vom lieben Gott zu erzählen. Denn die Mehrzahl derselben war noch nicht getauft. Auch uns war damit ein großer Dienst erwiesen; oft nehmen es die Schwarzen viel lieber an, wenn einer ihr es gleich von Taufe und Bekehrung spricht. Vor uns, den roten Schwestern, hatten manche, zumal in den ersten Jahren, nur allzu viel Angst. Auch ist es oft schwer, sich den Eingeborenen gegenüber, die oft ganz verschiedenen Stämmen angehören, verständlich zu machen, da auch der Sprachunterschied meistens ein ganz bedeutender ist. Wenn dann Lombale sah, daß wir die von ihren eigenen Angehörigen verstoßenen, vor Schmutz und Elend ganz verkommenen Kranken wuschen und reinigten und ihnen die verfilzten Haare schoren, war er tief gerührt. Sofort bot er sich aus freien Stücken zur Hilfe an und

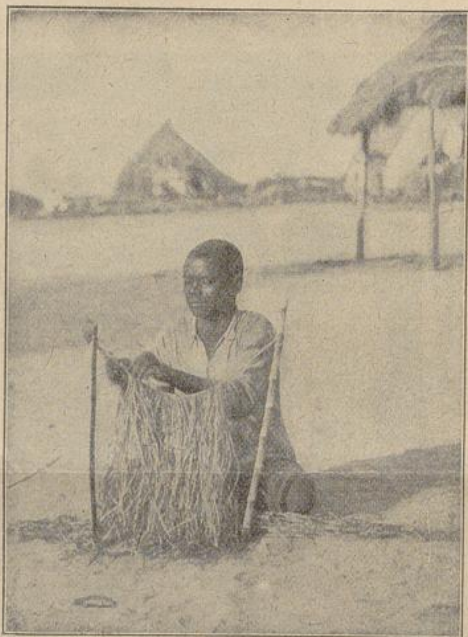
sprach: „Mama, das will ich tun; gib mir die Schere!“ Als dann die schreckliche Schlafkrankheit immer mehr zunahm, wurde eine Viertelstunde von der Station entfernt ein eigenes Hospital für dieselben errichtet, und von den hochw. Missionären Louis Lombale als deren Aufseher ernannt; denn wir Schwestern konnten bei der vielen sonstigen Arbeit unmöglich den ganzen Tag dort sein. Das aus vielen kleinen Strohhütten bestehende Hospital der Schläfer lag im Walde, weil der großen Ansteckungsgefahr wegen ein abgesonderter Ort gewählt werden mußte. Louis hatte einige Minuten von den Kranken entfernt seine eigene Wohnung, und wenn wir morgens kamen, so war er stets schon in voller Arbeit, und oftmals ging er mitten in dunkler



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika:
Mattenflechter. Phot. Gebr. Baedel.

Nacht ins Hospital hinüber, um nach den Schwerkranken zu sehen, und ihnen seine Hilfe anzubieten. Später wurde das Hospital auf den Wunsch der Regierung noch weiter verlegt, nämlich auf eine Insel im Rudi-Ström. Sofort erbot sich Lombale, mit den Kranken dorthin zu gehen. Es wurde ihm auf dem Eiland hart am Fluß ein kleines Haus erbaut, während die für die Kranken bestimmten Wohnungen zehn Minuten davon entfernt im schattigen Urwald errichtet wurden. Hier nun hat der treue, unermüdlige Krankenwärter gegen fünf Jahre gewirkt und gearbeitet, hat die abschreckenden Schlafkranken in liebevollster Weise gepflegt, ihnen das Essen, welches täglich von zweien unserer Mädchen bereitet wird, hinübergeholt, hat verschiedene Kranke in Todesgefahr selbst getauft und im ganzen mehrere Hundert auf dem neben dem Hospital errichteten Friedhof zur letzten Ruhe bestattet. Tausend andere wären aus Furcht vor der Ansteckung nicht um vieles Geld dazu bereit gewesen, er aber tat es ohne alle Aussicht auf irdischen Lohn, und so oft wir Schwestern nach dem Eiland fahren, um nach unseren armen Kranken zu sehen, fanden wir ihn

munter und vergnügt bei seiner Arbeit. Nichts schonte er, auch die Leoparden und Elephanten nicht, die am Abend oder zur Nachtzeit nicht selten bis in die nächste Nähe seiner Behausung kamen. Er hatte sich in heroischer Weise ganz dem Herrn zum Opfer gebracht. Einmal hatte er beim Unterrichte gehört, wie erhaben und verdienstlich es sei, als Märtyrer der Nächstenliebe zu sterben; sofort brachte er dem P. Missionär Geld mit der Bitte, eine hl. Messe für ihn zu lesen, damit auch er an der Schlafsucht sterben dürfe. Der Priester nahm das Geld an, ermahnte ihn aber, er solle vielmehr darum beten, daß der lb. Gott ihm Kraft verleihe, noch recht lange bei den armen Kranken wirken zu können. Er aber blieb bei seinem Herzens-



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Herstellung eines Schurzes. Phot. Gebr. Baedel.

wunsch. Ist, wenn ich ihn beim Auswerfen eines Grabes antraf, sagte er: „Mama, hier will auch ich dereinst begraben sein!“ — Gott hatte offenbar sein Wohlgefallen an dem edlen Wunsch unseres Louis Lombale und wollte ihm schon bald die erbetene Krone schenken. Im letzten Frühjahr erkrankte er. Obschon wir gewisse Anzeichen der Schlafsucht an ihm bemerkten, so konnten wir doch kaum glauben, daß unser guter Louis uns schon so bald sollte entrisen werden. Er aber sagte mit aller Bestimmtheit: „Ich habe die Schlafkrankheit und werde bald sterben!“ Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, ließ ihn P. Superior hieher nach Vamania holen und gab ihm eine andere Beschäftigung. Doch das war unserem heldenmütigen Krankenwärter ein schlechter Liebesdienst. Er hatte keinen Augenblick Ruhe und ließ mit Bitten und Drängen nicht nach, bis er endlich wieder auf dem Eiland bei seinen lieben Kranken war und seiner alten Beschäftigung nachgehen konnte; das aber war: Kranke versorgen, Gräber machen und Tote bestatten. Die eigenen Leiden ertrug er nicht nur mit Geduld und stiller Ergebung in Gottes heiligen Willen, sondern sogar mit Freude. Er fühlte sich buchstäblich glücklich, etwas für Gott Leiden zu dürfen.

Endlich versagten seine Kräfte. Er mußte sich niederlegen, und er, der so viele Kranke versorgt hatte, durfte nun selbst der Pflege. Dabei wartete seiner ein neues Opfer: Seine eigene Frau fürchtete sich vor der Ansteckung ihn zu pflegen. Somit war er auf fremde Hilfe angewiesen. Doch auch darüber hatte kein Wort der Klage über seine Lippen. Sein Geist beschäftigte sich mit Höherem. Als ihn eine unserer Schwestern kurz vor seinem Tode besuchte, sagte er: „Schwester, ich will nicht in meinem eigenen Haus sterben; drüben in einem der kleinen Häuschen, mitten unter meinen lieben Schläfern, möchte ich meine Seele aushauchen.“ Den gleichen Wunsch äußerte er dem Priester gegenüber, welcher kam, um ihm die hl. Sakramente zu spenden. Man erlaubte ihm daher, sich am kommenden Tag dorthin bringen zu lassen. Er aber schien zu fühlen, daß es dann schon zu spät wäre; deshalb rief er noch im Laufe des Nachmittags den neuen Krankenwärter und schleppte sich mit dessen Hilfe zum Hospital. Hier legte er sich in einer Hütte nieder, die man für besonders schwierige Fälle, z. B. Irren, errichtet hatte, und nun war er zufrieden. Nur bei einem Wunsch hatte er noch, man möge ihn nach dem Tod in denselben ärmlichen Stoff hüllen, in den wir unsere übrigen Schläfer zu begraben pflegen. Niemand dachte, daß sein Ende schon so nahe sei; deshalb ließ man ihn während der Nacht allein mit einem anderen Schlafkranken, der noch ziemlich rüstig war. Plötzlich fühlte er, daß es mit ihm zu Ende gehe; er rief deshalb den andern Kranken an, sagte ihm, daß er jetzt sterben müsse, bestellte noch Grüße an seine Frau und Kinder, an die Hochw. Patres und an die Schwestern, sogar an die Kinder von Vamania und ordnete an, daß ein Teil seiner Stoffe, die er zurücklasse, seine Frau, den andern Teil die Hochw. Patres erhalten sollten, um hl. Messen für ihn zu lesen. (Die Hinterlassenschaften der Neger besteht nämlich meist in einer Anzahl Stoffen, die sie, sobald sie Geld in Händen haben, verkaufen.) Dann rief er: „Seht Ihr nicht die Engel, die mich holen kommen?“ Mit dem ersten Morgengrauen hauchte er seine reine, edle Seele aus. — Als der Krankenwärter in aller Frühe kam, fand er ihn bereits tot und erfüllte sofort seine letzte Bitte; denn obgleich die Frau des Verstorbenen einen recht schönen Stoff herbeibrachte, um die Leiche darin einzuhüllen, so wurde er doch mit dem ärmlichen schwarzen Stoff der Schlafkranken bekleidet. Ähnlich war es mit der Beerdigung. P. Missionär hätte die Leiche gern nach Vamania geholt, doch, um dem Wunsche des Verstorbenen zu genügen, bestattete man ihn auf dem Eiland bei seinen lb. Schläfern. Er bekam seine letzte Ruhestätte am Ende des Friedhofes, nahe bei dem Hospital, sodaß er nun die von ihm Bestatteten gerade zu seinen Füßen hat. Wir hatten gerade ein nettes Holzkreuz zur Hand, das früher auf unserer alten Kapelle stand. Dies pflanzten wir auf seinem Grab auf. Hier in der afrikanischen Wildnis ruhet nun der arme und doch so glückliche Schwarze, der sein Leben dahingegeben hat für seine leidenden Mitbrüder, und harret einer seligen Auferstehung. Sein Andenken aber wird bei uns in Segen sein auf immer.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

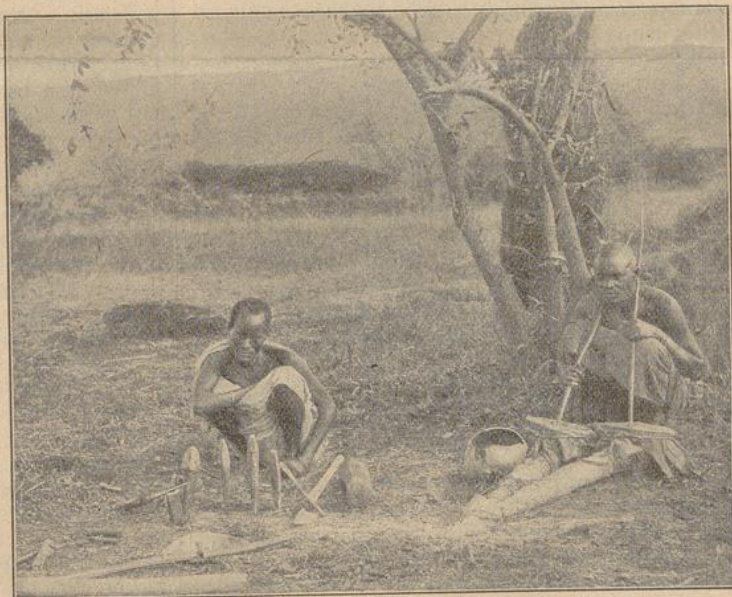
Als mich endlich die Schmerzen in meiner Hand wieder aufweckten, begann es bereits im Osten zu tagen.

Ich schüttelte die Asche von mir und verließ die Umkleekammer, mich draußen zu waschen. Dann setzte ich mich in der Nähe des Empoieni (Harems) nieder und wartete, bis die „Schwestern“ des Königs kamen, um ihrer Gewohnheit gemäß Wasser zu holen. Bei ihrem Näheren zog ich die Decke über das Gesicht und spähte im Geheimen nach Baleka. Da kam sie, langsam und traurig, mit dem Wassergefäß auf dem Kopf. Als ich flüsternd ihren Namen nannte, ging sie etwas abseits zu einem Moe-Busch, tat, als ob sie einen Dorn aus dem Fuß ziehen wolle, und wartete, bis die übrigen Frauen vorüber waren. Dann grüßten wir uns, indem wir uns lang und tief in die Augen blickten. „Heute noch verwünsche ich den Tag und die Stunde, da ich auf dich hörte, Baleka“, begann ich, „und auf Unandi, die Sonnenmutter! Was habe ich jetzt davon, daß ich damals dein Kind am Leben ließ? Sieh, all' meine Lieben sind tot, desgleichen auch die Sonnenmutter, und ich selbst ward in grausamster Weise der Feuerprobe unterworfen. Da sieh her!“ Und dabei zeigte ich ihr meine gräßlich verstümmelte Hand. „Ach, Mopo“, entgegnete sie, „die innigsten Bande bleiben immer zwischen Mutter und Kind. Ich wollte mich um all das Geschehene wenig kümmern, wenn nur Umschlopogaas noch am Leben wäre. So aber ist es, wie ich vor kurzem hörte, ebenfalls tot.“ „Du sprichst eben wie ein Weib, Baleka. Kimmert es dich denn wirklich gar nicht, daß ich, dein Bruder, all' meine Frauen und Kinder verloren habe?“ „Du kannst immerhin noch auf neue Nachkommenschaft hoffen, Bruder, für mich aber besteht diese Hoffnung nicht mehr, denn der König sieht mich nicht mehr an. Wohl habe ich auch Mitleid mit dir, doch mein Kind steht mir noch näher. Glaubst du ferner, daß ich am Leben bleiben werde? Ich sage dir: nein! Eine Weile mag man vielleicht meiner noch schonen, dann werde ich denselben Weg gehen, wie alle andern. Tschaka spielt bloß mit mir, wie eine Katze mit der Maus. Es liegt mir übrigens wenig daran, denn ich bin des Lebens müde. Nur um den Knaben ist mir leid, denn einen solchen Jungen gab es einfach nicht mehr in dem ganzen Sululand. Wenn ich nur bald sterben könnte, dann würde ich ihn suchen dort drüben!“ — „Wenn aber der Knabe gar nicht tot ist, was dann, Baleka?“ — „Wie? Was sagst du?“ rief Baleka mit wild aufleuchtenden Augen. „Komm, sag es noch einmal, Mopo! O mit Freuden wollte ich hundert Mal den Tod erleiden, wenn ich nur wüßte, daß Umschlopogaas noch am Leben ist!“



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: **Holzschneider.**
Phot. Gebr. Haedel.

„Nun, ich weiß eigentlich nichts, Baleka. Nur hatte ich heute nacht einen gar merkwürdigen Traum.“ Und nun erzählte ich das Gesicht, das ich in demselben gesehen. Sie horchte und horchte, als handle es sich um ihr Leben. Als ich geendigt hatte, sprach sie: „Mopo, mir scheint, es liege viel Weisheit in diesem Traume. Du bist von jeher ein eigentümlicher Mann gewesen und die Schranke der Zukunft besteht nicht vor deinem Auge. Ich kann jetzt getrost sein, ist doch in meinem Herzen neuerdings die Hoffnung erstanden, daß Umschlopogaas lebt. Ich werde sterben, ich weiß es, denn nur allzuklar lese ich's aus dem Auge des Königs. Doch, was machst, wenn nur Umschlopogaas, der Prinz, am Leben ist.“ — „Weib“, erwiderte ich, „Deine Liebe ist groß! Diese Liebe hat schon viel bitteres Weh über uns gebracht, und vielleicht ist schließlich dennoch alles umsonst, denn es waltet ein böses Schicksal über uns. Doch sag' mir, was soll ich nun tun? Soll ich fliehen, oder soll ich mich hier verborgen halten und abwarten, wie die Dinge sich entwickeln werden?“ — „Du mußt bleiben, Mopo! Höre nur; offenbar geht im Herzen des Königs folgendes vor: Er hat seine Mutter ermordet mit eigener Hand, und drum fürchtet er sich, es möchte eines Tages das ganze Volk gegen ihn, den Muttermörder, sich erheben. Deshalb wird er ein falsches Gerücht aussprengen und sagen lassen, daß durch Zauberei Feuer auf deinen Kraal herabfiel und daß darin seine Mutter ihr Leben verloren. Wenn auch jedermann weiß, daß das eine plumpe Lüge ist, so wird doch niemand es wagen, ihm zu widersprechen. Ferner wird er, wie er Dir bereits



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: **Eingeborner Schmied.** Phot. Gebr. Haedel.

sagte, eine Hexenjagd veranstalten, aber eine auf neue Art. Den „Ausriecher“ wird er selber machen und hierauf alle töten lassen, die er fürchtet und von denen er weiß, daß sie ihn ob seiner Grausamkeit und Verworfenheit hassen. Aus demselben Grunde wird er Dich, mein Bruder, nicht töten, er wird im Gegenteil Dich groß machen im Lande. Denn, so wie er sagt, hat Dich ein gleiches Unheil getroffen, wie ihn selbst; denn auch deine Weiber und Kinder kamen um durch

Zauberei. Fliehe also nicht; nein, bleib hier und werde groß, groß zu dem großen Zweck, vollgiltige Rache zu nehmen an Tschaka! Du hast vieles zu rächen an ihm; bald werde auch ich nicht mehr sein, und wird auch mein Blut um Rache schreien zu dir! Höre, Mopo, gibt es nicht noch andere Fürsten im Land, leben nicht Dinggaan, Umschlangana, und Umyanda, die Brüder des Königs? Möchten nicht auch sie gerne König sein? Statt dessen betasteten sie jeden Morgen ihre Glieder, zu sehen, ob sie noch am Leben sind, und wenn sie sich abends niederlegen, wissen sie nicht, ob sie ihre Frauen küssen dürfen oder des Königs Absagai. Ihnen nähere dich, Mopo! Schleich dich in ihre Herzen ein und lies darin! Im Notfall sei ihr Führer und Berater! Und das Ende von all dem wird sein, daß über kurz oder lang Tschaka vor demselben Tore stehen wird, durch das deine Weiber und Kinder jüngst gingen und das ich selbst in Bälde durchschreiten werde.“ So sprach Baleka und ging dann weiter. Ich aber saß noch lange sinnend da und überlegte ihre weisen, inhaltschweren Worte. Sie hatte recht, die Brüder des Königs lebten in beständiger Furcht, auf jedem ihrer Schritte lauerte der Tod. Mit Panda allerdings war nicht viel anzufangen, denn er war sanfter und furchtsamer Gemüthsart. Dinggaan und Umschlangana dagegen war aus anderem Holze geschnitten, und ich dachte, es ließe sich eine Keule daraus schneiden so stark und hart, daß man damit selbst einem Tschaka den Schädel zerzhmettern könnte. Doch die Zeit, davon zu reden, war noch nicht gekommen; noch war Tschakas Becher nicht voll. Ich stand also auf, und ging in den Kraal meines Freundes, um meine Hand zu turieren, die mich schrecklich schmerzte. Wie ich eben damit beschäftigt war, kam ein Bote mit der Meldung, sofort zum Könige zu kommen. In dessen Wohnung angelangt, warf ich mich sofort zur Erde nieder und bot ihm den königlichen Gruß. Er aber nahm mich bei der Hand und sprach in gnädigem Tone: „Steh auf, Mopo, mein getreuer Untertan, steh auf! Ich weiß, Schweres hast du erduldet durch Zauberkraft. Alle deine Frauen und Kinder hast du verloren, und ich meine liebe, gute Mutter! Weinet, meine Räte, weinet bitterlich über den Tod der Mutter eures Königs!“ Und da jingen die Räte ringsherum laut zu weinen an. Tschaka beobachtete sie dabei genau und sagte, nachdem die Totenklage sich wieder gelegt hatte: „Höre, Mopo, kein Mensch kann mir meine gute Mutter wieder zurückgeben; da hilft kein Schmerz, keine Totenklage. Dir aber kann ich wieder Weiber und Kinder geben. Darum geh' hinein zu den Mädchen, die für den König reserviert sind, und wähle dir sechs derselben aus. Geh' auch hinaus zu den königlichen Herden und nimm davon zehnmal soviel vom Besten, was du findest. Dann ruf' meine Untertanen zusammen, damit sie dir wieder einen Kraal bauen, größer und schöner, als jenen, den du zuvor bewohnt! Alles dies gebe ich dir mit aller Bereitwilligkeit. Doch du sollst noch mehr bekommen, Mopo, ja noch etwas ganz anderes! Rache sollst du haben, Mopo, volle Genugthuung für das Unrecht, das man dir angetan! Am ersten Tag des Neumonds will ich alles Volk im ganzen Zululand zusammenrufen, auch dein eigenes Volk, der Langenistamm, soll dabei sein. Und dann, Mopo, wollen wir zusammen trauern über unser Weh, und dabei wollen wir dann auch jene kennen lernen, die solches Leid über uns gebracht. Und nun geh', Mopo, geh'! Auch ihr, meine Räte, wollet mich verlassen, damit ich einsam weine über den Tod meiner

lieben, guten Mutter!“ — So hatte also Baleka ganz richtig gerechnet. Sie durchschaute klarer als irgend ein anderer die schlaue Politik Tschakas. Ich selbst wurde wieder groß im Land, größer denn je zuvor. Ich wählte mir Vieh aus, es war fett; ich nahm mir Frauen, sie waren schön. Doch ich hatte keine Freude daran; auch wurden mir keine Kinder mehr geboren. Ich glich einem vom Blig getroffenen Baum, alle Kräfte und aller Saft war von mir gewichen. Es war, als hätte mir damals das Feuer nicht nur die Hand, sondern auch das Herz verbrannt, und die Trauer um all die Geliebten, die ich verloren, wollte nicht mehr aus meinem Herzen weichen.

11. u. 12. Kapitel.

Galazi, der Wolf.

Kehren wir nun in unserer Geschichte zu Umschlopogaas zurück, den wir in dem Augenblick verlassen, da die Löwin mit ihm davon rannte. Anfangs hielt sie ihn ganz sachte in ihrem Rachen; doch kaum fing Umschlopogaas an, sich zu regen, da biß sie ihn scharf in die Seite; unter solchen Umständen empfand sich Ruhe von selbst! Er wandte den Blick nach dem Bette zurück und sah hier Nada auf der Dornenhecke stehen und hörte ihren Ruf: „Rettet ihn, rettet ihn!“ Dann wurde es nacht vor seinen Augen und es war ihm, als fälle er in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, fühlte er einen heftigen Schmerz in der Seite, und hörte hart neben sich das Brüllen einer Löwin. Er schlug die Augen auf: siehe, da war sie wieder, die Schreckliche; und ihr gegenüber stand hochaufergerichtet ein großer, starker Jüngling. Er war in ein Wolfspel gekleidet, — der scheußliche Rachen mit den grimmigen Zähnen schaute drohend von seinem Scheitel nieder — in der Linken hielt er einen Schild und in der Rechten, die er eben drohend zum Schlag erhob, eine schwere, mit Eisen beschlagene Keule. Die Löwin drückte sich auf die Erde nieder und machte sich zum Sprunge bereit, doch der tapfere Bursche wartete ihren Angriff nicht ab. Mutig rannte er auf die Bestie los und verfezte ihr mit der Keule einen wuchtigen Schlag auf den dicken Schädel. Der Hieb war gut, doch er tötete die Löwin nicht. Diese setzte sich vielmehr auf die Hinterbeine und schlug nach ihm. Wohl fing er den Schlag mit seinem Schilde auf, doch dieser prallte nun so heftig gegen seine Brust, daß er rücklings zu Boden fiel. Da brüllte und heulte er nun wie ein Wolf in Todesnöten! Die Löwin aber sprang nun auf ihn zu und fing an, ihn mit ihren Zähnen zu bearbeiten. Anfangs deckte ihn noch der Schild, doch das mußte im nächsten Augenblick aufhören. Umschlopogaas sah, wie sein abgebrochener Speer etwa eine Spanne tief noch in der Löwin steckte. Schnell sprang er auf, — denn die Not gibt Kräfte, — drückte der Bestie den Schaft tiefer und tiefer in den Leib und drehte ihn in der Wunde herum. Heulend vor Schmerz und Wut wandte sich die Löwin nun ihm zu und begann, ihm Brust und Arme greulich zu zerkrachen. — Da plötzlich erscholl zuerst von ferne und dann immer näher und näher ein entsetzliches Geheul. Eine Anzahl grauer und schwarzer Wölfe kamen in mächtigen Sprüngen dahergerannt! Sie warfen sich jählings auf die Löwin, bißen sich in ihr fest und zerrissen sie in wenigen Minuten in tausend Stücke. Dies alles geschah mit solcher Wut, und unter solch' entsetzlichem Stürzen, Würgen, Beißen und Heulen, daß dem armen Umschlopogaas neuerdings die Sinne schwanden und er wie tot dalag. Als er endlich wieder zu sich kam, fand er sich in einer

Höhle auf einem Bette aus weichem Gras. Rings herum lagen allerlei Tierfelle, und neben ihm stand ein Gefäß mit Wasser. Begierig streckte er die Hand nach dem Gefäße aus, denn er fühlte in sich einen brennenden



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborner beim Schnitzen von Löffeln. Phot. Gebr. Haackel.

Durch, da sah er erst, daß sein Arm und die ganze Brust hochaufgeschwollen und über und über mit Wunden und Rissen bedeckt war. Er konnte sich das nicht erklären, doch endlich kam sein Gedächtnis zurück, er lag im Geiste die schreckliche Löwin wieder und hörte die wulstenden Wölfe. Wo war er doch, und was war inzwischen geschehen? — Da verdunkelte sich der Eingang der Höhle, und herein trat der junge, prächtig gebaute Bursche, der mit der Löwin gekämpft hatte. Er trug einen erschlagenen Vogel auf seinen Schultern, warf ihn auf den Boden der Höhle nieder und nahte sich sodann der Lagerstätte des Umschlopogaas. „So“, sagte er, „hast du endlich einmal deine Augen offen! Du hast lange geschlafen, mein Freund!“ „Ach, ich bin so hungrig“, erwiderte Umschlopogaas, „hast du mir nichts zu essen?“ „Hungrig bist du? Nun, Zeit dazu ist es fürwahr; denn es sind jetzt 12 Tage, seit ich dich durch den Wald hierher geschleppt habe. Du hast seit jener Zeit nichts gegessen, als zuweilen einen Schluck Wasser, den ich dir reichte. Ja, diese Rake hat dich ordentlich zerkratzt; einigemal glaubte ich schon, du seiest tot; zweimal war ich auch versucht, dir das Lebenslichtlein vollends auszumalen. Ich konnte dich nicht länger leiden sehen und wollte auch selbst wieder frei und ungehindert sein, hier in dem herrlichen Wald. Schließlich brachte ich es aber doch nicht übers Herz; es war ein gewisses Etwas, das mich davon abgehalten hat. Doch ist jetzt und mach, daß du wieder zu Kräften kommst, reden können wir auch nachher!“ Umschlopogaas aß und nach und nach kehrte seine Gesundheit wieder, anfangs nur langsam, dann schneller und schneller. Am zehnten Tag saßen sie wieder nachts bei einem Feuer in der Höhle beisammen und begannen da folgende Unterhaltung: „Nun ist es aber Zeit“, begann Umschlopogaas, „daß wir endlich einander näher kennen lernen. Wir sind nun schon

so lange beisammen, haben so Merkwürdiges mit einander erlebt, und noch immer kenne ich nicht einmal deinen Namen.“ „Ich bin Galazi, der Wolf. Eulublut fließt in meinen Adern, und ich bin mit dem großen Tschaka verwandt, denn Senzangacona, Tschakas Vater, war mein Großvater.“ „Und wie kamst du hierher, Galazi?“ „Ich komme vom Swasiland, vom Stamme der Galakazi, deren Chief ich eigentlich sein sollte. Siguhana, mein Großvater, hatte sich daselbst mit Gewalt der Herrschaft bemächtigt, und später war ihm mein Vater darin nachgefolgt. Sie waren beim Volk nicht beliebt, denn sie waren Fremdlinge, doch fürchtete man ihre starke Hand. Eines Tages — es sind noch keine zwei Jahre her — überredete das Volk sein jüngstes Weib, das aus dem Galakazistamme war, ihren Mann, den Chief, heimlich zu vergiften, was das elende Weib auch wirklich tat. Am nächsten Morgen fand ich meinen guten Vater, der mich hatte rufen lassen, in Todesnöten. „Ich bin vergiftet“, sagte er mit gebrochener Stimme, „und das habe ich jenem Weibe dort zu verdanken.“ Damit zeigte er auf seine jüngste Frau, die blaß und zitternd in der Nähe stand und sich nun selbst entsetzte über das, was sie getan hatte. Das Weib war jung und schön und ich hatte sie sonst recht gerne gehabt, jetzt aber ergriff ich meinen Affegai und stieß ihr denselben ins treulose

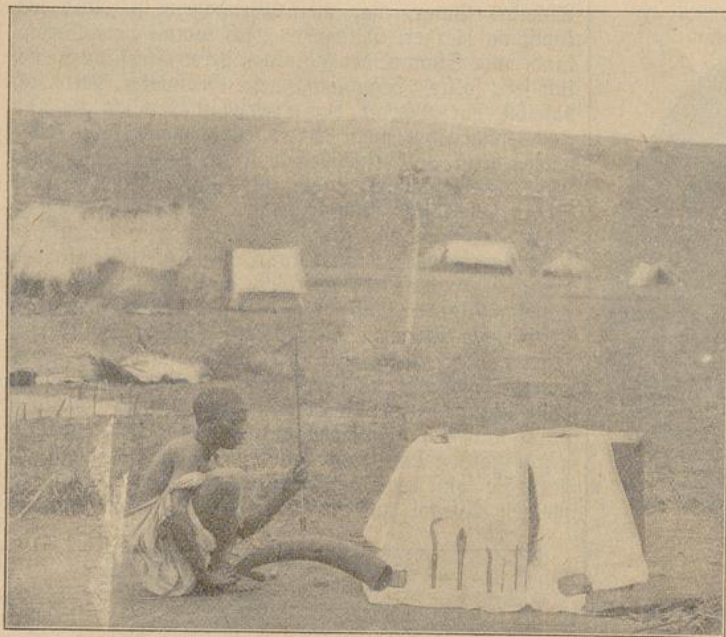


Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborne beim Anfertigen eines Drahtkorbes. Phot. Gebr. Haackel.

Herz. „Das hast du gut gemacht“, sagte mein Vater, „doch bedenke, daß nicht sie allein die Schuld trägt, sondern der ganze Stamm, der ihr dazu geraten. Das Volk wird dich wahrscheinlich nicht als Chief anerkennen; sie werden dich als Fremdling vertreiben. Darum fliehe für den Augenblick, dann aber nimm gebührende Rache.“ „Vater, ich schwöre es dir! Ich will Rache nehmen am ganzen Stamme der Galakazi; nur jene will ich verschonen, die mit uns desselben Blutes sind!“ „Gut gesprochen, mein Sohn! Doch sieh, mir naht der Tod; mein Auge sieht in die ferne Zukunft, und was ich dir zu sagen habe, ist das: Ein Wanderer sollst du sein, Sohn des Siguhana; wenige Jahre sind dir beschieden, doch du wirst als Held sterben, von Manneshand getötet, und nicht so elend, wie ich selbst.“ Also sprach mein Vater, dann stieß er einen Schrei aus und starb. — Ich aber zerrte nun das

tote Weib aus der Hütte und schrie das zahlreiche Volk, das sich in deren Nähe versammelt hatte, an: „Mein Vater ist tot, und nun bin ich euer Ehie! Eines seiner eigenen Weiber hat ihn vergiftet; doch ich habe ihr bereits den gebührenden Lohn dafür gegeben.

und wärmte sich in den Strahlen der Abendsonne. „Junger Mann“, redete sie mich an, „du bist groß und stark und ein trefflicher Läufer; hättest du nicht Lust, eine vortreffliche Waffe zu gewinnen, eine Keule, die alles nieder schlägt, was ihr in den Weg kommt?“



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborne bei der Bearbeitung eines Elefantenzahnes. Phot. Gebr. Haefel.

„Eine solche Keule wäre mir allerdings willkommen. Sag' mir, wie kann ich sie gewinnen?“ „Du wirst sie also haben? Gut, so geh' morgen in aller Früh den Berg dort hinauf, dabei zeigte sie auf den Berg, auf den wir jetzt sind. „Da sitzt seit uralter Zeit die steinerne Hege und wartet auf das Ende der Welt. Hast du zum Drittel desselben erstiegen, so kommst du an einen steilen, schwierigen Fußpfad. Steig' hinauf, er führt dich in einen großen, finsternen Wald, und zuletzt kommst du auf einen freien Platz, dessen Abschluß eine große Felsenwand ist. In dieser Wand ist eine Höhle, und darin liegen die Gebeine eines Mannes. Bring' sie mir in einem Leberjack herab, und als Lohn dafür sollst du die Keule haben.“

„Zwischen war allerlei Volk aus dem Kraal zusammengekommen und hatte der Rede des alten Weibchens angehört. „Steig' nicht hinauf,“ warnten sie mich einmütig, „so lang du überhaupt noch etwas am Leben bist. Der Berg ist voll von bösen Geistern. Seit Jahren hat sich kein Mensch mehr in diesen Bergwald gewagt. Ich bin ein verrückter Mensch, wie sie selbst, stieg ich auf, kam aber nicht mehr zurück. Seit jener Zeit fragt sie jeden Fremden, der des Weges kommt, ob er die Keule nicht verdienen wolle.“ „Glaub' ich nicht,“ schrie nun die Alte, „sie lügen, es sind keine bösen Geister auf jenem Berge, nur Wölfe. Es sind die Gebeine meines Sohnes in jener Höhle, ich habe sie im Geiste gesehen. Wie gerne wollte ich sie herabholen, doch meine alten Glieder sind zu schwach dazu. Diese Männer aber hier sind Feiglinge. Ah, es gibt keinen Mann mehr, seit mein Gatte nach ruhmvoller Gegenwehr von den Sulus erschlagen wurde.“ „Nun, gutes Mütterchen, ereifere dich nicht so sehr!

„Nun, gutes Mütterchen, ereifere dich nicht so sehr!



Schwarze Handwerker in Deutsch-Ostafrika: Eingeborne Töpfer. Phot. Gebr. Haefel.

„Vielleicht findet sich doch ein Mann, der es wagt, da-
rauf zu gehen; doch sag' mir, könnte ich nicht deine
Keule einmal sehen?“ Da ging das Weibchen in ihre
Hütte hinein und kam nach einer Weile mit einer
mächtigen Keule, die sie mit beiden Händen am Boden
aufschleppte, wieder heraus. „Freund, das war in der
Tat eine Keule! Doch, ich hab' sie ja hier und du hast
sie schon einmal gesehen, damals, als ich den bekannten
Streich mit deiner Löwin bestand.“ „Schau sie ein-
mal genau an,“ sprach die Alte, „sie ist wahrlich eines
Wunders wert. Da sieh, wie groß, wie knotig und schwer,
und ringsum mit Metall beschlagen, das schon ganz
schwarz geworden von all den vielen Streichen, die man
damit geführt.“ „Hat die Keule einen eigenen Na-
men?“ fragte ich die Alte. „Gewiß, sie heißt die
Donner-Keule“; fünf Helden haben sie bisher
im Kampf getragen und haben 173 Feinde damit er-
schlagen. Wer sie hat, weicht vor 20 bis 30 Feinden
nicht zurück, und wenn er fällt, so fällt er nur als
Held. Nur eine Waffe hält den Vergleich mit ihr aus
dem ganzen Sululand, das ist die „Bliz-Axt“ des
Häuptlings, des großen Häuptlings drüben in jenem
Thal. Wo aber die Donnerkeule und die Blizaxt zu-
sammenhalten, da ist der Sieg gewiß, so wahr die
Sonne am Himmel steht.“ — Natürlich wuchs mein
Verlangen, die seltene Keule zu bekommen, immer
mehr. Ich hielt und wog sie in meiner Hand und führte
während manchen Streich in die Luft. Da sagte das
Weibchen: „Laß es sein, die Donnerkeule ist nicht für
dich; du bist noch ein Kind! Ich muß mir einen andern
suchen, einen Mann!“ „Nur sachte, Mütterchen,
sachte! Sag' mir, willst du mir nicht diese Keule
leihen? Ich dachte, mit ihr könnte ich es leichter
bringen, jenen Berg dort zu ersteigen, und brauchte
nicht weder vor Wölfen noch vor bösen Geistern zu
fliehen.“ Da lachten alle Anwesenden hell auf, die
aber aber sah mich lange prüfend an und sagte dann:
„Junge, du hast ein ehrliches Gesicht, ich weiß, du
vermagst mich nicht. Da, nimm die Donnerkeule, geh'

begann der Wald. Da standen Bäume, so hoch, so breit
und mit so dichtem Blätterdach, daß kein Sonnenstrahl
mehr durchdrang. Es ward mir ganz eigentümlich
zu Mute in diesem geheimnisvollen Halbdunkel und
dem sonderbaren Zwielficht. Geister sah ich nicht, aber
große, sonderbare Schlangen sah ich wiederholt über den
steilen Pfad kriechen; vielleicht waren dies die Geister,
die hier hausten sollten. Auch war es mir zuweilen, als
sähe ich die Schatten großer, grauer Wölfe hie und da
zwischen den Bäumen dahinhuschen. Ich machte Rast,
nahm etwas Speise zu mir, die ich in dem Ledersack



Das fernschreibende Telephon von Gustav Czanna.
Phot. Dannenberg & Co.

mitgenommen und kam, als sich die Sonne schon all-
gemach dem Untergang zuneigte, endlich oben auf der
Plattform an. Doch genug für heute. Ich sehe, du bist
müde und schläfrig. Morgen will ich meine Geschichte
weiter erzählen. Doch sag' mir jetzt auch, wie du heißt.
„Ich bin Umschlopogaas, der Sohn des Mops. Bei
Gelegenheit will ich dir auch meine
Geschichte erzählen, doch für heute wol-
len wir schlafen.“ Ich bemerkte eine
eigentümliche Bewegung an Galazi, als
ich meinen Namen nannte. Doch er sagte
nichts, sondern deckte mich stillschweigend
mit einigen Tierfellen zu; er selbst aber
legte sich ohne eine Decke auf den
nackten Boden nieder. Noch lange dachte
ich über seine merkwürdige Erzählung
nach; draußen vor der Höhle aber heul-
ten die Wölfe, denn sie rochen Menschen-
blut.
(Fortsetzung folgt.)

Ich beglückwünsche
Sie zu dieser genialen
Erfindung.
Gisbert Kapp.

Ich beglückwünsche
Sie zu dieser genialen
Erfindung.
Gisbert Kapp.

Schreibprobe des fernschreibenden Telephons. Links die Originalhandschrift, rechts
die Wiedergabe durch den Fernschreiber. Phot. Gebr. Baedel.

„Auf den Berg und bring mir die Gebeine meines
Vaters herab. Das wird dir Ruhm und Ehre ein-
bringen und du sollst dereinst eines Heldentodes sterben.
Sollte dir aber morgen etwas Menschliches begegnen,
so sei die Keule mit dir verloren, ich will dann
nichts mehr von ihr wissen!“ — Beim ersten Morgen-
pausen des andern Tages stand ich auf, nahm meinen
Sack und die Donnerkeule und machte mich auf den
Berg. Zuerst hatte ich einen breiten, reißenden Fluß
zu durchwaten; das war nicht ohne Gefahr, doch ich
kam zuletzt glücklich durch. Rüstig wanderte ich fort;
gegen Mittag war ich bei dem steilen Aufstieg. Wenn
man einmal hinreichend bei Kräften ist, mein Freund,
kannst du ihn mit mir erklettern! Ich wette, so steil
und so hoch bist du dein Lebtag nicht gestiegen. Nun

Der Fernschreiber.

Bei allen zur telegraphischen Uebermittlung von
Handschriften oder Bildern dienenden Apparaten kommt
der sogenannte „Synchronismus“ zur Anwendung, d.
h. es muß an der Gebe-, ebenso wie an der Empfangs-
station je eine Walze vorhanden sein, die sich beide
genau gleich drehen. Dieser Synchronismus, den Pro-
fessor Korn bei seinem System zur höchsten Vollkom-
menheit ausgebildet hat, bedeutet unstreitig eine Er-
schwerung des ganzen Verkehrs, da bei der geringsten
Ungleichheit im Gang der beiden Walzen Verzerrungen
und Verschiebungen des telegraphierten Bildes oder
der telegraphierten Schrift eintreten. Ein Apparat,

der diese Mißstände in glücklichster Weise vermeidet, ist der von Ingenieur Gustav Erzanna in Steglitz erfundene Fernschreiber (siehe die beiden Abbildungen auf Seite 119), der von der ziemlich einfachen, jedermann aus den Anfangsgründen der Mathematik her bekannten Tatsache ausgeht, daß jeder Punkt auf einer Fläche durch zwei auf ihm sich kreuzenden Linien genau bestimmt ist. Diese Linien nennt man die „Ordinate“ und die „Abszisse“. Schreibt man also auf einer Fläche mittels eines Stiftes, so läßt sich die Lage jedes einzelnen Punktes der Schriftzüge nach dieser Methode genau feststellen. Erzanna verbindet nun seinen Schreibstift mit zwei Reihen elektrischer Widerstände, von denen die eine Reihe den Abszissenlinien, die andere den Ordinatenlinien entspricht. Bei jeder Stellung des Schreibstiftes wird eine bestimmte Anzahl der einen und der anderen Art von Widerständen in einen elektrischen Stromkreis eingeschaltet. Durch dieses Einschalten der beiden Widerstände ergeben sich für jeden Punkt der Schreibfläche zwei ganz bestimmte Stromstärken, so daß also jede Stellung des Schreibstiftes durch das Einschalten zweier bestimmter Widerstände und demzufolge durch das Auftreten zweier bestimmter Stromstärken repräsentiert ist. Diese elektrischen Ströme von verschiedenen Stärken für jeden Punkt der Schreibfläche werden durch die Leitung nach der Empfangsstation fortgeleitet und gelangen dort in zwei kleine Elektromagneten, zwischen denen sich eine Magnetnadel befindet, auf der ein kleines Spiegeltchen befestigt ist. Diese bewegliche Magnetnadel wird durch die Magnete in ihrer Stellung beeinflusst, und zwar bringt der eine Magnet wieder die Ordinate, der andere wieder die Abszissenbewegung hervor. Ein auf das Spiegeltchen fallender feiner Lichtstrahl wird also von diesem reflektiert und muß sonach genau dieselben Bewegungen machen, die der Schreibende mit dem Schreibstift vollführt. Diese Bewegungen des Lichtstrahls finden auf lichtempfindlichem Papier statt, auf dem also dieselbe Schrift entsteht, wie sie am Hebeorte niedergeschrieben wurde. In den Erzannaschen Apparaten dürfen wir zweifellos eine der genialsten Erfindungen der Neuzeit erblicken, und der berühmte Elektrotechniker Gisbert Kapp, der langjährige Generalsekretär des Elektrotechnischen Vereins zu Berlin und gegenwärtig Professor der Elektrotechnik in Glasgow, hat entschieden seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck gegeben, wenn er die auf Seite 119 abgebildeten Worte auf dem Erzannaschen Fernschreiber niederschrieb. Mittels desselben lassen sich nicht nur Bilder auf telegraphischem Wege übertragen, sondern es läßt sich auch, da der Apparat an jede Telephonleitung angeschlossen werden kann, zu einem telephonischen Gespräch gleichzeitig eine zeichnerische Erklärung dadurch geben, daß man beim Sprechen die Skizze niederzeichnet, die dann am Empfangsorte fast gleichzeitig mit der Niederschrift erscheint. Auch im Bankverkehr dürfte dieser Apparat insofern eine Rolle spielen, als sich telephonische Geldanweisungen durch gleichzeitige Uebermittlung der Unterschrift als echt bezeugen lassen und dies um so mehr, weil die photographische Schrift auch das Schreibtempo wiedergibt, so daß man den Fälscher, der Buchstaben für Buchstaben der Unterschrift langsam nachmacht, schon daran leicht erkennen kann. Ebenso lassen sich auch im Gegensatz zu allen übrigen Appa-

raten durch Ausstreichen des bereits Geschriebenen Korrekturen anbringen, und schließlich kann man, da der beim telephonischen Anruf nicht anwesend ist, das was man ihm zu sagen hat, schriftlich übermitteln. Der Apparat arbeitet mit Schwachstrom und kann daher an jede Telephonleitung angeschlossen werden. Die Versuche haben bis zu einer Entfernung von 200 Kilometern günstige Resultate ergeben.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Gablingen, Wangham, Kochertürn, Rottenburg, N.-B., Zeh, Koth, Hochhausen, Ravensburg, Lindenberg, Holzheim, Neßle, Scheibegg, München, Karlsruhe.

Danksgagen

sind eingegangen aus: Degglingen, Schärding, Besperbild, Will-

Gebetsempfehlungen.

Um Fortschritt im Studium. Berufswahl. Wichtige Kalligraphie. Schwer geprüfte Familien. Erlangung guter Stellen. Ordentliches Examen. Um Segen bei wichtigen Unternehmungen. Befreiung von Sünden. Eristkommunikanten. Sinnesänderung. Kranke. Standeswahl. Um glückliche Operationen. Unglückliche Väter. Bedrängte Familien. Glückliche Heirat. Befreiung von irdischen Mitter. Belehrungen. Frieden in Familien. Angelebende. Hausverkauf. Verhütung von Vergewissungen. Trankheiten. Einige Priester. Um gute Anstellung. Guten Geschäftsgang. Kindererziehung. Ein Erlommunikierter. Schwergeprüfte Mitter. Zornmütige. Feindselige. Dem Klugen Ergebnisse. Ungewisse Söhne und Töchter. Verirrte. Seelenanliegen. Glaubenslose. glückliche Seereise. Gemütskranke. Glückliche Entbindungen. Zu-lose Ehegatten. Schwermütige. Um gute Seelsorger. Um glückliche Wendung eines Unglücks.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliebern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Franziska Vogel in Mertelsdorf. Franziska Ziger in Epp. Karol Viktor zu Durini in Rudolfsweith. Gabriel Seibl in Wurm. Frau N. Sommerhofer in Weiz. Johann Hohenreiter in Seitz. Katharina Eugenberger in Waldbell. Frau Franch. Varasdin. Franz Pawel in Linz. Barbara Greber in Schoppe. Johann Wicher in Brandenburg. Rosalin Ziser in Hirm. Egid. Felsner in Groß-Florian. Jakob Peterel in Bischofsst. Magdal. Dameronel in Wien. Kath. Pejter in Gramatzen. Franz Glaser in Wien. Magdalena Fischer in Gorb. Margaretha Franz in Eßlingen. Josefa Bollmar in Rangen. Kunigunda Hage in Rohrbach. Elise Wittl in Neudöring. Josef Müller, Pfr. in Kling. Herr Benz in Wolfshag. Anna Bärli, Helena Kallmayer und Elisabeth Pregner in Siegenburg. Hochw. S. P. Benz. Gottwald in Wil. Magdal. Mayr in Kempten. Pauline Bauer in München. Euphrosine Wohlgenuth in Wehsack. Elisabeth Jäger in Klippenheim. Sophie Greiderer in Rosenheim. Mathias Jäger in Ettenheim. Viktoria Martin in Barr. Karolina Sammler in Holstein. Sophie Wanner in Eßlein. Maria Barbara Zug in Stalldorf. Joh. v. Gott, Pfr. in Kiefernfelden. Barb. Precht in Trobach. Frau Schuler in Kollnau. Hochw. S. Jakob, Eßkaplan in Luzern. Frau Wenninger in Maffing. Anna Ziet in Wollbach. Hochw. S. Bened. Joh. Schwarzkopf in Hohenburg. Sophie Auer in Ueberlingen. Frau Helland in Oßersell. Frau Donhauser in Vilsack. Hochw. Herr Erzpriester Gustav Laßmann in Breslau. Hochw. Herr Generalvikar J. B. Maurer in Bamberg. Anton Jöller in Monfeld. Hochw. Herr Pfr. Joh. G. Viel in Dietersheim. Anna Merkel in Hemhofen. Albert Bierheimer in Kienberg. Hochw. Herr Stadtpfr. Leonh. Waffermann in Maffing. Pfr. König in Glinzburg a. D. Nikolaus Theis in Wörning. Elisabeth Lombrack in Seppenrade. Petronella Pöhl in Köln. Frau Franz Frohwein in Styrum. Heinrich Vochorst in Schweg. Hermann Niebach in Loope. Wilhelm Schneider in Broich. Clara Hülsmann in Hiltrop. Frau Anna Mathie in Jünger. Frl. Theresia Delius in Goessfeld. Frl. Walburga Jenior in Kien. Ehrw. Schw. M. Theophonsa in Bocholt. Herr Beck in Wülfrath.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.